Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 41 | **Marburg i. H., den 11. Oktober** | **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Der Allgewaltige — Jüdische Gebete und das Vaterunser. Zweite Hälfte — Brierley — Das Recht auf Schweigen — Neudeutsche Wirtschaftspolitik (Naumann) — Die Lehrerbesoldung in Preußen — Anzeigen

Der Allgewaltige

Habe ich nicht Macht, zu tun, was ich will, mit dem Meinen? Siehest du darum scheel, daß ich so gütig bin? Matth. 20, 15.

Einer aus der Gemeinde stellte dem Prediger dieses Thema. Das Wort hatte ihn erschüttert. Wie kann Jesus meinen, daß Gott so zu den Menschen spricht? So hätte er mit diesem Grundsatz eine göttliche Willkürherrschaft proklamiert.

Sehen wir der Frage ruhig ins Auge: es ist unbedingt wahr, daß wir Gottes Uebermacht anerkennen müssen. Mit jedem Atom unsres Körpers, mit jeder Regung unsrer Seele sind wir in der Gewalt dessen, „ohn' den Nichts ist, was ist." Immer wieder hat es den kleinen Meschenn gejückt, den Ewigen zur Rechenschaft zu ziehen. Er hat es hinten herum versucht, indem er ein Geschäftsverhältnis zwischen sich und der Gottheit anknüpfte: Vergilt mir, was ich dir biete! Er opferte, er zahlte „gute Werke", er warf Rechtschaffenheit oder Rechtgläubigkeit in die Wagschale. Umsonst. Gott „lohnte" nicht, weder im Guten, noch im Schlimmen. — Nun versuchte es der Mensch mit Gewalt. Mit verbitterter Seele stürmte er titanisch gegen den Himmel an, ein Hiob, ein Prometheus. Und fühlte sich am Ende in sein Nichts zurückgeschleudert. „Ja, lieber Mensch", sagt Paulus, „wer bist du, daß du mit Gott rechten willst?" Und der alte Harfner klagt: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!"

Was bleibt uns übrig? Dumpfe Resignation? — Zunächst die unerläßliche Einsicht, daß wir Gott überhaupt nicht „gegenüberstehn". Er, der Alles in uns wirkt, kann uns nicht noch dafür belohnen. Sodann der Verzicht darauf, daß wir seine Gedanken nachdenken könnten. Und ferner: entspringt nicht unsere Klage gegen Gott in den meisten Fällen weniger daraus, daß es uns schlecht, sondern, daß es Andern besser geht, als uns? Erkennen wir aber neidlos die Güte an, die jene erfahren — warum nicht auch bei uns? Wohl bleibt ewig ein Rest von Unverständlichem. Aber verstündest du Gott immer, so wäre er ja nicht über dir. Dem Allgewaltigen sich ohne Anspruch beugen, dem Gütigen dankbar vertrauen — wer mit diesen beiden Augen in die Welt blickt, dem schimmert durch alle Dunkelheit hindurch heilige Ordnung. N-St

---

Jüdische Gebete und das Vaterunser

3

Unser Vater in dem Himmel.

Hierzu bemerkt Eschelbacher (S. 54):

„Unser Vater im Himmel" ist eine in der nachbiblischen jüdischen Literatur häufig vorkommende Bezeichnung für Gott und wird insbesondere als Anrede in Gebeten gebraucht, während bei Lobpreisungen und Danksagungen er als „Ewiger, unser Gott, König der Welt" angesprochen wird.

Tatsache ist, daß Gott in den Aussprüchen der Rabbinen etwa vom Jahre 90 n. Chr. an ziemlich häufig als „Vater im Himmel" bezeichnet wird. Auffällig ist jedoch dabei, daß in Gebeten die Anrede „unser Vater im Himmel" nicht nachzuweisen ist. Unter allen von Bischoff a. a. O. und von Dalman (Worte Jesu I, ein Buch, das auch Laien zugänglich ist) angeführten Stellen findet es sich nirgends in der direkten Anrede an Gott im Gebet. Wie also Eschelbacher dazu kommt zu behaupten, „insbesondere als Anrede an Gott in Gebeten" werde dieser Ausdruck gebraucht, ist mir nicht klar. Er verweist in der Anmerkung auf Dalman, zitiert aber an dieser Stelle kein einziges rabbinisches Zeugnis. In dem Thalmudtraktat*) Berachoth sind sowohl in der Mischna als in der Gemara eine Reihe von Lobpreisungen und Danksagungen erhalten, in denen allerdings Gott als „unser Gott", „mein Gott", „Herr der Welt", „König der Welt" bezeichnet wird, aber diese Bezeichnungen sind dort nicht bloß auf Lobpreisungen und Danksagungen beschränkt, sondern begegnen in jeder Art von Gebeten.

Aus diesem Tatbestand erwächst das Problem: ist für die Zeit Jesu als jüdischer Sprachgebrauch anzunehmen, daß man „unser Vater im Himmel" in Gebeten als geläufige Anrede gebraucht hat, oder liegt in dieser Anrede bei Christus ein originaler Ausdruck der Gebetsstimmung vor?

Wenn man nach den tatsächlich aufweisbaren und datierbaren Zeugnissen geht, hat Bischoff recht mit den Worten: (a. a. O. S. 75):

Jesus ist, soviel ich sehe, der Erste, der diesen Ausdruck als Anrede für Gott anwendet.

Mit dem tatsächlich Aufweisbaren und Datierbaren ist aber eine derartige Frage nicht zu erledigen. Es fragt sich, was nach dem Tatbestand möglich und wahrscheinlich ist. Das Mögliche und Wahrscheinliche hat — das wird oft übersehen — in der Wissenschaft auch sein unbestreitbares Recht. Wenn nun bei Lukas die Anrede des Vaterunsers bloß ‚abba', d. h. „Vater" oder „mein Vater" oder „unser Vater" (vgl. Dalman a. a. O. S. 157), lautet, bei Matthäus aber: „unser Vater im Himmel", so liegt der Gedanke nahe, daß mindestens bereits zur Zeit des Evangelisten Matthäus, also ums Jahr 80 oder 70 n. Chr., „unser Vater im Himmel" ein geläufiger Ausdruck für Gott bei den Juden war. Auch der Schluß ist berechtigt, das man diesen Ausdruck, da das Evangelium ihn so

*) Der sogenannte Thalmud, das heilige Buch der Juden neben dem Alten Testament, zerfällt in Text und Kommentar. Der Text des Thalmud ist die etwa im zweiten Jahrhundert n. Chr. redigierte „Mischna", der Kommentar zu diesem Text ist die etwa im fünften Jahrhundert n. Chr. redigierte „Gemara". Beide Teile enthalten alte und jüngere Stoffe durcheinander. Vgl. Strack, Einleitung in den Thalmud. Leipzig, J. C. Hinrichs, zweite Auflage 1894.

verwendet, in der Anrede, beim Gebet gebraucht hat. Das mannigfach von jüdischen Gedanken und Ausdrucksformen durchsetzte Matthäusevangelium hat in der Anrede des Vaterunsers einen nachweislich unter den Juden der alten Zeit gebräuchlichen Ausdruck, während das Lukasevangelium mit seiner Anrede „Vater“ viel unjüdischer klingt. Erwägt man ferner, daß „abba“, der aramäische Ausdruck, im Munde Jesu sehr große Wahrscheinlichkeit der Echtheit für sich hat, so muß es als die beste Annahme zur Herausstellung des Ursprünglichen erscheinen, wenn man in der Matthäusüberlieferung einen Beweis für den jüdischen Sprachgebrauch zur Zeit des Evangelisten erblickt. Wenn aber im Jahre 80 n. Chr. dieser Ausdruck geläufig war, so wird man zu der weiteren Annahme gedrängt, daß in der Zeit Jesu wohl derselbe Gebrauch geherrscht haben wird; denn derartige Ausdrücke brauchen doch wohl längere Zeit, um so geläufig zu werden, wie wir das bei diesem Ausdruck in der Mischna finden. Daraus würde weiter folgen: wir können nicht leugnen, daß Jesus in der Anrede des Vaterunsers wahrscheinlich, soweit der Wortlaut in Frage steht, nicht original ist. Er wäre das auch dann nicht, wenn wir „abba“ als den ursprünglichsten Wortlaut annähmen; denn „Vater“ oder „unser Vater“ ist noch viel häufiger, und vor allem in der Anrede beim Gebet häufiger, als „unser Vater im Himmel“. In dem um 110 n. Chr. formulierten Achtzehngebet*) heißt es z. B. (Dalman, a. a. O. S. 156): „Führe uns zurück, unser Vater, zu deinem Gesetz.“ Akiba (um 120) beginnt ein Gebet mit: „Unser Vater, unser König.“ Daraus, daß diese Stellen später sind als die drei ersten Evangelien, auf Abhängigkeit dieser jüdischen Gebete von Jesus schließen zu wollen, würde irrtümlich sein; denn gerade damals hätte man schwerlich etwas, was als original christlich bekannt war, in jüdischen Kreisen so ohne weiteres verwandt.

Ich würde also sagen: Jesus kann in dem Gebet, das er seinen Jüngern gab, beide Formen, sowohl die Anrede „abba“ als „unser Vater im Himmel“, gebraucht haben, denn beide unterscheiden sich inhaltlich kaum, und Jesus wird schwerlich hier mit pedantischerer Genauigkeit verfahren sein als seine Jünger, die uns in den Evangelien Beides überliefern. Es liegen weder sachliche noch chronologische Gründe vor, die uns zwingen, Jesus die eine oder andere Form der Anrede abzusprechen.

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß im Munde Jesu dies „Vater“ oder „Vater unser“ oder „Vater unser im Himmel“ völlig gleichbedeutend gewesen wäre mit den gleichen Worten im Munde der Jünger oder eines Juden der damaligen Zeit. Es lag vielmehr in dieser Anrede die volle, tiefe Frömmigkeit, es lag die Persönlichkeit Jesu darin; und das Urteil darüber, wie weit die Anrede des Vaterunsers original ist, kann sich allein aus der gesamten Persönlichkeit Jesu ergeben, nicht aber lediglich aus den Worten. Sieht man aber nur auf die Worte „Vater unser im Himmel“, so ist das Wahrscheinlichste, daß Eschelbacher Recht hat, wenn er diese Gebetsanrede, ebenso wie den Vatergedanken und den Gedanken der Gotteskindschaft, als im damaligen Judentum vorhanden annimmt.

Geheiligt werde dein Name; dein Reich komme.

Ueber diese Bitten sagt Eschelbacher:

Sie enthalten wesentlich die Gedanken am Beginne des jüdischen Kaddischgebetes. Das Gebot (3. Mose 22, 32): „Ihr sollt nicht entweihen meinen heiligen Namen, ich will geweiht werden in der Mitte der Kinder Israel, ich, der Ewige, der euch heiligt“, ist ein Grundgebot der jüdischen Lehre .... Das Bekenntnis zu diesem Gebote wurde daher ... in das tägliche Gebet der Gemeinde aufgenommen.

Tatsache ist, daß das in die Zeit um 120 n. Chr. gehörende „Achtzehngebet“ in dem dritten Segensspruch lautet:

Heilig bist du und furchtbar dein Name und es ist kein Gott außer dir, gepriesen seist du, Jahve, heiliger Gott.

Hier wird also, wie im Vaterunser, im Anfang des Gebets auf die Heiligkeit des göttlichen Namens hingewiesen. Viel näher aber berührt sich mit dem Vaterunser der Anfang des Kaddischgebetes, der lautet:

Groß gemacht und geheiligt werde sein großer Name in der Welt, die er schafft seinem Willen gemäß; es herrsche sein Reich zu euern Lebzeiten und in euren Tagen.

Dies Gebet wird vom Vorbeter gesprochen als Anrede an die im Gottesdienst Versammelten, daher „zu euren Lebzeiten“. Auffällig ist, daß dieses Gebet wie das Vaterunser mit dem Wunsche, „Gottes Name werde geheiligt“, beginnt und dann mit dem Gedanken an das Reich Gottes fortfährt. Diese Uebereinstimmung muß auffallen und fällt den jüdischen Gelehrten immer wieder auf.

Das Problem erhebt sich auch hier wieder, sobald es sich um die Beurteilung dieses Tatbestandes handelt.

Das Kaddischgebet ist in sich und in diesem Anfang so echt jüdisch, daß an eine Entlehnung aus dem Christentum auch nicht im Entferntesten gedacht werden kann. Daß es uns erst aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus überliefert ist, würde Nichts beweisen gegen die Möglichkeit, daß es in seinen Bestandteilen und Gedanken älter ist. Es wird schwerlich zu leugnen sein, daß man im Anschluß etwa an die zitierte Bibelstelle auch schon zur Zeit Jesu unter den Juden viel vom „Heiligen des Namens Gottes“ geredet hat. Das „Reich Gottes“ ist ein in der jüdischen Literatur der älteren Zeit weithin geläufiger Begriff. Jesus setzt ihn überall als bekannt voraus.

In den Worten ist Jesus also auch bei der ersten und zweiten Bitte sicherlich dem Judentum seiner Zeit gegenüber nicht original. Ob er es in den Gedanken ist, die er mit diesen Worten verbunden hat, das ist das eigentliche Problem.

Von dem „Heiligen des Namens Gottes“ redet Christus außerhalb des Vaterunsers nirgends. Daß er damit etwas rein Religiöses ebenso gemeint hat, wie das Judentum der Zeit Jesu im Großen und Ganzen neben diesem rein Religiösen das Kultische und Zeremonielle darunter meinte, ist sicher. Ebenso sicher ist aber, daß die erste Bitte unter allen Bitten des Vaterunsers am jüdischsten klingt und in der Ausdrucksweise deutlich jüdisch ist. Das sollte man nicht leugnen. Für die Originalität Jesu dem Judentum seiner Zeit gegenüber hier anzuführen, daß diese Bitte ja an alttestamentliche Gedanken anknüpfe, ist irrtümlich; denn in der Zeit Jesu lebte sicherlich dieser Gedanke des „den Namen Gottes Heiligens“ nicht bloß vom Alten Testament, und andererseits: da das Alte Testament auch zur Zeit Jesu bei den Juden in diesem Punkt lebendig war, beweist die Abhängigkeit Jesu vom Alten Testament in diesem Falle umso weniger seine Unabhängigkeit vom Judentum seiner Zeit. Etwas Anderes als die unleugbare Abhängigkeit im Ausdrucksmaterial ist seine Abhängigkeit im Gedanken. Diese ist, wie bei der Anrede, auf Grund der sonstigen auf das rein Religiöse und Ethische gehenden Art Jesu zu bestreiten.

Das gilt auch von der zweiten Bitte. Bischoff hebt (a. a. O. S. 76) mit Recht hervor, daß der jüdische Begriff des Gottesreiches das Politische in den Vordergrund stellt, was Jesus aus dem Begriff getilgt hat. Das eschatologische Moment im Begriffe des Reiches Gottes jedoch ist Jesu m. E. in hervorragendem Maße mit dem Judentum seiner Zeit gemeinsam. Sicherlich ist das Wortmaterial nicht Jesu originales Eigentum, unbeschadet der teilweisen Originalität des Gedankens.

Auf Grund dieses Tatbestandes behaupten zu wollen, daß Jesus vom Kaddischgebet abhängig sei, halte ich für falsch. Das jedoch beweist das Kaddischgebet, daß es den Juden auch sonst nahe gelegen haben wird, diese beiden Bitten um Heiligung des Gottesnamens und Kommen des Gottesreiches zusammenzustellen. Diese Zusammenstellung ist leicht erklärlich und verständlich; denn beide Bitten enthalten etwas für das damalige Judentum sehr Wichtiges und Zentrales.

Das Kaddischgebet lautet in deutscher Uebersetzung*):

1. Groß gemacht und geheiligt werde sein großer Name in

*) So genannt, weil es aus achtzehn Segenssprüchen besteht. Siehe den Text in deutscher Uebersetzung in Heft 3 meiner Ausgewählten Mischnatraktate (Tübingen, J. C. B. Mohr 1906.) im Anhang.

*) Das Eingeklammerte fehlt in einer anderen Form des Gebetes. Ich übersetze nach dem Text bei Dalman, Worte Jesu I, S. 305.

der Welt, die er schafft nach seinem Willen. Es herrsche sein **Reich** [und er lasse sprossen seine Erlösung, und es nahe sein Gesalbter, und er erlöse sein Volk] zu euren Lebzeiten und in euren Tagen und zu Lebzeiten des ganzen Hauses Israel, bald und in naher Zeit. So sprechet (hierauf): Amen.

Es sei sein großer Name gepriesen für ewig und in alle Ewigkeiten.

2. Gesegnet, gepriesen, gerühmt, erhoben, erhöht, verherrlicht, gelobt, erhaben sei sein **heiliger Name**, gesegnet sei er weit, weit hinaus über alle Segen, Lieder, Lobgesänge, Tröstungen, die wir sagen (können) in der Welt (oder: die wir bloß sagen können). So sprechet (hierzu): Amen.

Angenommen werde euer Gebet und ausgeführt werde eure Bitte samt der Bitte des ganzen Hauses Israel vor unserem Vater im Himmel.

3. Es sei großer **Friede** vom Himmel [und Hülfe und Befreiung und Verlängerung des Lebens und Sättigung und Heil und Trost und Rettung und Heilung und Erlösung und Weite und Errettung] über euch und über uns und über die ganze Gemeinde des ganzen Hauses Israel zum Leben und zum Frieden. So sprechet (hierzu): Amen.

Man beachte die Dreigliedrigkeit dieses Gebets, den liturgischen Ton des Ganzen und die vom Vaterunser so sehr verschiedene Häufung der Ausdrücke, andererseits die mehrfache Uebereinstimmung mit dem Vaterunser in einzelnen Ausdrücken. Das Kaddischgebet ist aber ängstlich bemüht, jede direkte Anrede an Gott zu vermeiden, und betont überhaupt — darin ganz verschieden vom Vaterunser — vor allem die Erhabenheit und Heiligkeit Gottes stark.

Unser täglich Brot gib uns heute.

Eschelbacher fährt S. 55 fort:

Ebenso stimmen die weiteren Bitten des „Vaterunser", „**dein Wille geschehe im Himmel, so auch auf Erden, unser täglich Brot gib uns heute, vergib uns unsre Sünden, führe uns nicht in Versuchung, erlöse uns vom Bösen**" nahezu im Wortlaute mit den uns überlieferten Lehren und Gebeten der Schriftgelehrten überein.

In der Anmerkung zitiert er als Beweis für seine Behauptung: Mechilta zu 2. Mose 16, 4; Talmud babli, Berachot 16b und 17a, 29b, 60b. Eschelbacher hätte diese Belegstellen in extenso mitteilen sollen, da das für seine Polemik wesentlich war und er doch annehmen mußte, daß die Christen, die sein Buch lesen würden, zur Beurteilung des Tatbestandes die genaue Kenntnis dieser Stellen nötig hätten. Schlägt man die Stellen nach, so ergibt sich Folgendes:

Die **Mechilta** ist ein alter jüdischer Kommentar zum zweiten Buche Mose. Man wird nicht fehlgehen, wenn man ihn etwa 120 n. Chr. im allgemeinen ansetzt. 2. Mose 16, 4 lautet:

Und es sprach Jahve zu Mose: siehe, ich will regnen lassen für euch Brot vom Himmel, und es soll hinausgehen das Volk und einsammeln **das für den Tag Bestimmte** (oder: Nötige) **an dem betreffenden Tage** (wörtlich: die Sache des Tages an ihrem Tage).

Zu den gesperrt gedruckten Worten dieses Verses macht die Mechilta folgende Bemerkung:

Derjenige, der den Tag geschaffen hat, hat dessen (d. h. des Tages) Nahrung geschaffen.

Von dieser Stelle aus (schließend) pflegte Rabbi 'El'azar aus Modi'im*) zu sagen:

Jeder, der **heute** zu essen hat und sagt: was werde ich **morgen** essen?, siehe, dieser ermangelt des Glaubens (oder: Vertrauens).

Klar ist, daß diesen Worten des Rabbi 'El'azar derselbe Gedanke zu Grunde liegt wie der vierten Bitte des Vaterunsers, wenn wir die vierte Bitte übersetzen: „Das (für den täglichen Bedarf) hinreichende Brot gib uns heute." Wenn es bei Lukas heißt: „Gib uns **an jedem Tage**", so würde diese Gestalt der Bitte nicht genau mit der Meinung des 'El'azar übereinstimmen. Aus Matth. 6, 34: „Sorget nicht für den morgigen Tag", scheint mir jedoch zu folgen, daß die Lukastradition hier nicht ursprünglich ist. Eschelbacher kann also mit Recht behaupten, daß der Gedanke der vierten Bitte mit „den den Juden überlieferten Lehren übereinstimmt." Ebenso klar ist jedoch, daß Jesus und 'El'azar in keinem erkennbaren Zusammenhang zu stehen brauchen, es ist vielmehr so gut wie sicher, daß beide völlig unabhängig von einander denselben Gedanken aussprechen. Es brauchte keiner bei dem andern eine Anleihe zu machen, um diesen Gedanken zu haben. Hervorzuheben ist auch, daß dieser Gedanke bei 'El'azar nicht in einem Gebete vorkommt, während er im Vaterunser als Gebet geformt ist. Sicherlich wird jedoch Jesus auch in **seiner** Zeit nicht der Erste und Einzige gewesen sein, der diesen Gedanken formuliert hat.

*) Vgl. **Strack**, Einleitung in den Talmud, S. 80; 'El'azar lebte danach etwa 125 n. Chr.

Vergib uns unsere Sünden.

Eschelbacher führt weiter eine Reihe Stellen aus dem Talmudtraktat „Berachot" an. Blatt 17a lautet hier ein Gebet des Raba, der um 350 n. Chr. in Babylonien lebte (vgl. Strack, a. a. O. S. 92):

Raba sagte nach seinem Gebet so:
Mein Gott!
Ehe ich gebildet (d. h. geschaffen) wurde, war ich nichts wert, und jetzt, da ich gebildet worden bin, (bin ich) als wäre ich nicht gebildet. Staub bin ich in meinem Leben, um wie viel mehr in meinem Tode.
Siehe, ich bin vor dir wie ein Gefäß voll Schande und Schmach.
Es sei Wohlgefallen vor dir (wörtlich: von vor dir), Jahve, mein Gott, daß ich nicht mehr sündige.
Und, was ich vor dir gesündigt habe, das tilge durch dein großes Erbarmen, aber nicht durch Züchtigungen und böse Krankheiten.

Das ist ein Sündenbekenntnis, das man zur Not mit der fünften Bitte: „Vergib uns unsre Sünden" vergleichen könnte, die Unterschiede liegen jedoch deutlich vor Augen.

Erlöse uns von dem Bösen.

Einige Zeilen weiter im Berachot heißt es:

Mar, Sohn des Rabina, (lebte ca. 400 n. Chr.) sagte, wenn er sein Gebet beendet hatte, so:
Mein Gott!
Bewahre meine Zunge vor dem Bösen,
Und meine Lippen vor trügerischer Rede.
Denen, die mir fluchen, schweige meine Seele
Und meine Seele sei wie Staub gegen jeden.
Oeffne mein Herz für deine Lehre,
Deinen Geboten jage nach meine Seele.
Beschütze mich vor einem bösen Begegnis, vor dem bösen Trieb,
Vor einem bösen Weib und vor allem Uebel, das herbeiströmt, zu kommen in die Welt.
Und den Rat aller, die gegen mich Böses denken, vereitle eilends,
Und verwirre ihre Gedanken.
Es seien zum Wohlgefallen die Worte meines Mundes
Und die Gedanken meines Herzens vor dir, Jahve, mein Fels und mein Erlöser.

Daß dieses, allerdings aus viel späterer Zeit als der Zeit Christi, stammende Gebet eine gewisse Verwandtschaft mit der 7. Bitte hat: „Erlöse uns von dem Uebel", ist klar. Derartige Anklänge werden sich in Masse auftreiben lassen. Von direkter Uebereinstimmung und Verwandtschaft mit dem Vaterunser ist aber nichts zu merken.

Führe uns nicht in Versuchung.

Größere inhaltliche Verwandtschaft mit der 6. Bitte: „Und führe uns nicht in Versuchung" hat das wahrscheinlich in die Zeit der Mischna, d. h. etwa das zweite nachchristliche Jahrhundert, zurückgehende Abendgebet der Israeliten, das in dem betreffenden Passus mit dem ganz ähnlichen Morgengebet übereinstimmt (Berachot, Blatt 60b):

Wer da hingegangen ist, um zu schlafen auf seinem Lager, der sage von „Höre Israel" (5. Mose 6, 4) an bis „Und wenn ihr hören werdet" (5. Mose 11, 13 ff)*) und (dann) sagt er:
Gepriesen sei der da fallen läßt die Bande des Schlafes auf meine Augen und den Schlummer auf meine Lider, und der erleuchtet meinen Augapfel.
Es sei Wohlgefallen vor dir, Herr, mein Gott, daß du mich lässest mich niederlegen zum Frieden;
Und gib mir meinen Anteil an deinem Gesetz,
Und gewöhne mich an das Gebot (d. h. an dessen Ausübung)
Und gewöhne mich nicht an die Uebertretung
Und laß mich nicht kommen in Sünde und nicht in Versuchung und nicht in Schande.
Laß nicht über mich herrschen den bösen Trieb
Und beschütze mich vor einem bösen Begegnis,

*) 5. Mose 6, 4 und 11, 13 ff. sind die beiden ersten Teile des Hauptgebetes der Juden, des „Schem'a Israel".

Und vor bösen Krankheiten;
Nicht mögen mich erschrecken böse Träume und böse Gedanken,
Und es sei unversehrt mein Lager vor dir.
Und erleuchte meine Augen, damit ich nicht des Todes entschlafe.
Gepriesen seist du, Jahve, der da erleuchtet in Ewigkeit Alles durch seine Herrlichkeit.

Ob dieses Abendgebet zur Zeit Jesu schon bestanden hat, ist schwer zu sagen. Alt scheints zu sein. Wie Bischoff dazu kommt, das Vorhandensein formulierter täglicher Gebete zur Zeit Jesu zu leugnen (a. a. O. S. 80), ist mir nicht klar; denn Abend- und Morgengebete werden doch sicherlich zur Zeit Jesu ebenso formuliert gewesen sein, wie sie das wohl in jeder Religion zu jeder Zeit sind. So ist der Gedanke nicht völlig von der Hand zu weisen, daß die Bitte „Führe uns nicht in Versuchung“ vielleicht zu Jesu Zeit bekannt und geläufig war, vielleicht von Jesus einem umfangreicheren Gebete entnommen ist. Umfangreiche jüdische Gebete setzt ja die Bergpredigt als vorhanden voraus. Sie legt überhaupt den Gedanken nahe, daß das Vaterunser eine von Jesus getroffene Auswahl aus umfangreichen Gebeten darstellt.

Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.

Wenn Eschelbacher nun noch auf Berachot, Blatt 29 b, verweist, so meint er damit anscheinend eine an die dritte Bitte „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel“ erinnernde Stelle, die so lautet:

Es lehrten unsere Rabbinen:
Wer einhergeht an einem Orte von Scharen wilder Tiere oder Räuber, der bete ein kurzes Gebet.
Welches ist ein solch kurzes Gebet?
(Antwort:) Rabbi 'Eli'ezer sagt:
Tue deinen Willen im Himmel oben
Und gib Ruhe des Geistes denen, die dich fürchten, unten,
Und was gut ist in deinen Augen, das tue.
Gepriesen seist du, Jahve, der ein Gebet erhört.

Hier haben wir dieselbe Scheidung zwischen Himmel und Erde wie in der dritten Bitte; außerdem haben wir die Bitte darum, daß Gottes Wille im Himmel oben geschehen möge und nicht minder auf Erden. Die Stelle ist alt; denn 'Eli'ezer ist wahrscheinlich 'Eli'ezer ben Hyrkanos, der etwa 90—130 n. Chr. (Strack, a. a. O. S. 7 a) lebte. Stellen, die mit „es lehrten unsere Rabbinen“ eingeleitet sind, gehören meist der Mischnazeit an. Es ist auch gar nicht gesagt, daß das Wort des Rabbi 'Eli'ezer ursprünglich bereits lediglich die Beziehung auf lebensgefährliche Orte, an denen man es beten soll, gehabt hat. Es kann ganz allgemein gewesen sein. Die Unterschiede von der dritten Bitte liegen deutlich vor Augen. Statt: „es geschehe dein Wille“ heißt es: „tue deinen Willen“, außerdem steht in der dritten Bitte nichts von der Geistesruhe für die, „die Gott fürchten.“

Der Beschluß.

Der Schluß des Vaterunsers wird von Eschelbacher als „erst durch den gottesdienstlichen Gebrauch der Kirche hinzugefügt und 1. Chronik 29, 10 und 11 entnommen“ angesehen. Eschelbacher stimmt hierin mit der neueren Kritik überein, die das Fehlen dieses Schlusses in den ältesten Textzeugen auf dieselbe Weise erklärt. Es ist mir jedoch*) unwahrscheinlich, daß diese Variante darauf schließen läßt, daß Jesus das Vaterunser ohne diesen Schluß gesprochen habe. Jüdisches Empfinden würde durch ein Gebet verletzt sein, das mit: „Erlöse uns von dem Uebel“ schloß. Sollte Jesus auch die üble Vorbedeutung, die in einem solchen Schluß liegt, nicht empfunden haben, so ist es doch unwahrscheinlich, daß er, der, wie wir gleich sehen werden, sich im übrigen im Ausbau des Gebetes an die jüdische Sitte anschloß, diese Sitte im Schluß verleugnet hat. Daß der Schluß häufig weggelassen worden ist, erklärt sich meines Erachtens daraus, daß das Gebet im Gottesdienst in der Tat häufig so gesprochen wurde, daß der Vorbeter das Gebet, die Gemeinde den Schluß sprach, wie das heutzutage noch vielfach in christlichen Gottesdiensten üblich ist. Außerdem wird sich das Fehlen des Schlusses daraus erklären, daß dieser Schluß zur Zeit Jesu auch sonst als Gebetsschluß geläufig war und daher in den ältesten Gemeinden als für das Vaterunser nicht besonders charakteristisch erschien.

*) Vgl. hierzu Klein (Rabbiner in Stockholm), Die ursprüngliche Gestalt des Vaterunsers. Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft 1906, Heft I.

4

Zum gesamten Vaterunser sagt Eschelbacher (S. 55) Folgendes:

Die Bitten sind in Gedanken und zumeist auch in Worten .... den in den jüdischen Gotteshäusern jener Zeit gebräuchlichen Gebeten entlehnt .... Aus den größeren Gebeten der Gotteshäuser werden .... für das tägliche Leben und den Gebrauch der Einzelnen kurze Auszüge der wesentlichen Gedanken in kernigen Sätzen veranstaltet, so insbesondere von dem aus achtzehn Segenssprüchen bestehenden täglichen Hauptgebete. Ein solcher Auszug ist auch das Gebet „Vaterunser“.

Wie die vorstehenden Ausführungen zu den einzelnen Bitten beweisen, ist die Auffassung des Vaterunsers als eines aus einer Reihe langer Gebete ausgewählten Auszuges nicht so unwahrscheinlich, wie das manchem Christen, der die jüdischen Parallelen nicht kennt, erscheinen möchte. Die Bergpredigt beweist ja außerdem selber, daß lange Gebete zur Zeit Jesu vorhanden waren, und legt den Gedanken nahe, daß grade die Kürze des Gebetes von Jesus beabsichtigt ist. Wiederholt wurden wir bei den einzelnen Bitten aufmerksam auf die jüdische Art der Ausdrucksweise, wiederholt drängte sich uns außerdem der Gedanke auf, daß die einzelnen Bitten an und für sich gar nicht in ihrem Inhalt so original zu sein brauchen und sind, wie man das für gewöhnlich ohne Weiteres annimmt. Das ist natürlich klar: keine der angeführten Parallelen ist derart, daß man eine direkte Abhängigkeit Jesu grade von dieser einzelnen betreffenden Stelle etwa konstatieren müßte.

Und doch ist Eschelbachers Urteil ganz einseitig; denn es gilt noch immer das Wort: „Wenn Zwei dasselbe sagen, so ist es nicht dasselbe. Abgesehen von allerlei kleinen Abweichungen des Vaterunsers von den zitierten Parallelen: nirgends findet man in der jüdischen Literatur alle diese Bitten in Einem Gebete vereinigt. Immer leuchtet, wie die obenstehenden Gebete erweisen, doch irgendwie etwas im Inhalt Jüdisches durch. Und: wenn in irgend Etwas, so liegt sicherlich beim Vaterunser die Originalität Jesu weniger in den einzelnen Atomen, als in dem Ganzen, in der Auswahl grade dieser Bitten und ihrer Zusammenordnung. Ich meine damit nicht, daß die Reihenfolge der Bitten Jesu originales Eigentum sei; denn beim Achtzehngebet kann man, wie auch bei anderen jüdischen Gebeten, feststellen, daß sie mit Gott und Dingen, die ihn direkt angehen, beginnen, dann zu den Angelegenheiten der Beter fortschreiten und mit einem Lobpreis, einer Doxologie, schließen.*) Ich meine: daß Jesus grade die Heiligung des göttlichen Namens, das Kommen des Reiches, das Geschehen des göttlichen Willens, das tägliche Brot, die Versöhnlichkeit des Menschen, die Vergebung der Sünden und Erlösung von allem Uebel zusammenstellt als das Wichtigste, als Zusammenfassung aller Anliegen und der gesamten Religiosität: das ist das Originale, das ist das Unjüdische am Vaterunser, das trägt den Stempel des Geistes Christi. Das meint auch Harnack, wenn er das Vaterunser rühmt als kurzen Inbegriff des Evangeliums, und das verkennt Eschelbacher so völlig in seiner Polemik und mit ihm alle Rabbiner, die da meinen, wenn sie das Einzelne als im Judentum vorhanden konstatieren, dann das Ganze als jüdisch in Anspruch nehmen zu können.

Ich komme damit auf den Anfang meiner Erörterungen zurück: uns Christen liegt es ganz fern leugnen zu wollen, daß im Judentum genau dasselbe an sittlichen und hohen und tiefen religiösen Gedanken auch mit enthalten ist wie im Christentum. Auch das ist klar, daß man Jesu Originalität überspannt, wenn man in jedem seiner Worte etwas Neues in jeder Beziehung sucht. Keine einzige der Bitten des Vaterunsers bietet etwas für Juden schlechthin Unerschwingliches dar. Wir Christen werden noch viel auf rabbinischem Gebiet lernen müssen, um nicht im

*) Vgl. hierzu Klein a. a. O.

Einzelnen fort und fort fehl zu greifen und die Polemik der jüdischen Gelehrten herauszufordern. Und trotzdem bleibt es bei dem, was Harnack als das eigentlich Entscheidende und Neue an Christus hervorhebt (S. 31):

Worte tun es nicht, sondern die Kraft der Persönlichkeit, die hinter ihnen steht.

Und außer der Kraft die Reinheit:

Gewiß, das, was Jesus verkündigt, was Johannes vor ihm in seiner Bußpredigt ausgesprochen hat, das war auch bei den Propheten, das war sogar in der jüdischen Ueberlieferung seiner Zeit zu finden. Selbst die Pharisäer hatten es; aber sie hatten leider noch sehr viel Anderes daneben.

Eschelbacher verkennt die Reinheit und Kraft der Lehre und Persönlichkeit Jesu. Er hebt einseitig die Beziehungen der Gedanken und Worte Jesu zu denen seiner Zeit- und Volksgenossen hervor, ohne scharf, worauf es Harnack grade ankommt, das Neue zu fixiren.

Es soll jedoch zum Schluß die Berechtigung auch der Seite an der Sache, die Eschelbacher bevorzugt, betont werden: die Zusammenhänge der Gedanken und Worte einer großen Persönlichkeit mit den Gedanken und Worten ihrer Volks- und Zeitgenossen hervorzukehren und darzustellen, ist eine nicht nur berechtigte, sondern zur Beurteilung der Originalität dieser Persönlichkeit unentbehrliche Aufgabe. Die Erforschung des Urchristentums krankt noch immer an der mangelhaften Kenntnis des rabbinischen Schrifttums. Fiebig

Jonathan Brierley

In Nr. 50 des Jahrgangs 1905 hat das bis jetzt einzige in deutscher Ausgabe erschienene Buch des englischen Essayisten Jonathan Brierley: Wir und das Weltall (erschienen bei Gebauer-Schwetschke in Halle) eine warm empfehlende Anzeige gefunden.*) Es war um die Weihnachtszeit, wo eine buchhändlerische Erscheinung die andere drängt. Ist dies der Grund, aus dem Brierley weniger beachtet zu sein scheint, als er verdient und, was noch wichtiger ist, als es uns not und gut wäre? Wir können in der Tat diese Stimme im Chor derjenigen, welche die ewige Wahrheit ins Ohr der Gegenwart zu rufen bestrebt sind, nur freudig begrüßen. Sie schlägt einen so vollen und warmen, vor allem so harmonischen Ton an, wie wir ihn nicht oft hören. Denn wie leicht und wie häufig tönt es für ein konservativ gestimmtes Gemüt herb und schrill, wo nicht gar verletzend, was im Namen der Wissenschaft, oder im Sinne und Geist der „Moderne", um das zweideutige und zweischneidige Wort zu gebrauchen, gesagt und wohl auch mit ernster, ehrlicher Ueberzeugung verkündigt wird. Teilweise ist das ja unvermeidlich im Kampf des Alten und Neuen. Aber manchmal will es scheinen, als ob man zu sehr mit Kontrasten arbeite und die Spitzen, das Antithetische hervorkehre. Das gibt dann böses Blut auf beiden Seiten. Es ist eine alte Wahrheit: es kommt nicht nur darauf an, was man sagt, sondern wie man es sagt.

In dieser Beziehung ist die Schriftstellerei dieses echt modernen Mannes — des Mitarbeiters in der Redaktion der Christian World in London — ein lehrreiches und geradezu vorbildliches Beispiel dafür, wie sich Pietät und Fortschritt, Frömmigkeit und Freiheit verbinden, ja verschmelzen können. Brierley stellt sich gleich im Vorwort zu diesem seinem Buche (das nur einen kleinen Ausschnitt aus seiner reichen Produktion darstellt) auf den Boden der Ueberzeugung: „Geistiges Lehren muß hinfort ein kosmisches sein. Die Tatsachen und Erfahrungen, auf die die Religion sich gründet, müssen, wenn wir sie uns ganz zu eigen machen wollen, in den Rahmen jenes neuen Weltalls gesetzt werden, das neue Forschungen uns eröffnet haben." Er macht auch unentwegt und konsequent Ernst mit diesem Grundsatz. Dem Entwicklungsgedanken wird freie Bahn gelassen, in der Natur-, wie in der Geisteswissenschaft, in der profanen, wie in der Religionsgeschichte.

*) Preis 3 Mk. geheftet, 4 Mk. gebunden. D H

In jener Beziehung sagt er einmal (in der Studie: „Hinter dem Vorhang" S. 222 f.):

Die Evolutionslehre stellt das Leben als ein beständiges Aufwärtssteigen hin. Jeder Entwickelungsgrad des Daseins schließt Alles ein, was unter ihm liegt, und fügt etwas Eigenes hinzu. Der Mensch, wie wir ihn kennen, vereinigt in sich alle Kräfte und Gesetze der anorganischen Materie, die Lebensprinzipien des vegetabilischen und animalischen Lebens, mit der Gesamtheit der höheren Welt, die ihm eigen ist. Sein Organismus verwandelt, kraft seiner feinen Zauberkraft, Luft und Wasser, Pflanzenstoffe und tierische Stoffe in seine eigene höhere Form ...

Aber was folgert er daraus? Etwa die Dogmen des heutigen Monismus? Er fährt fort:

Warum sollte diese Entwickelung nicht noch höher gehen? Warum sollte die innere Oekonomie des menschlichen Geistes kein Prinzip enthalten, kraft dessen das Wesentliche des menschlichen Lebens zu einem noch höheren Entwicklungsstadium, zu einer noch höheren Sphäre erhoben würde? ... Wenn die Materie, wie wir jetzt wissen, unzerstörbar ist und durch unendliche Formveränderungen doch ihre Existenz bewahrt, was gibt es dann noch, das uns zu glauben hinderte, daß ihre edlen Partner — Geist und Persönlichkeit — keine Ausnahme von der Regel bilden?

In dieser Beziehung aber, was die religionsgeschichtliche Frage betrifft, äußert er sich ganz unbefangen (im Aufsatze „eine Lehre des Echos") dahin (S. 152 f):

... daß das Christentum nur als Teil eines großen, erlösenden Welt-Prozesses aufgefaßt werden kann, eines Prozesses, der alle Nationen und alle Zeiten einschließt und ebensosicher in wie außerhalb der Sphäre seines direkten Einflusses arbeitet. Diese Wahrheit wurde früher von der Kirche rückhaltloser anerkannt, als es jetzt geschieht. Die alexandrinischen Väter ... geben zu, daß die griechische Philosophie eine göttliche Lehre sei und daß die ganze frühere Welt von Gott gelehrt wurde. Welch schöner Ausdruck für Glaube, Wissenschaft und Liebe liegt in den Worten des Klemens, wenn er in den Stromata sagt: „Deshalb sind alle Menschen sein; einige kennen ihn wirklich, andere kennen ihn noch nicht; einige sind Freunde, andere treue Arbeiter, wieder andere sind Leibeigene. Er ist es, der den Griechen die Philosophie gegeben hat ... denn er ist der Erlöser, nicht nur des einen oder anderen, sondern aller ..."

Gewiß, wenn der Wert und die Wahrheit, die in der religionsgeschichtlichen Betrachtung liegen, immer in diesem positiven, aufbauenden Sinne zum Ausdruck gebracht würden, es wäre des Haders weniger unter uns. Man kann aber tatsächlich so weitherzig und so „gläubig" zugleich nur dann reden, wenn man in seinen christlichen Ueberzeugungen tief und fest gegründet ist. Denn die rechte christliche Position darf und kann ja erst recht weitherzig sein und aus der Frage des Paulus: Oder ist Gott allein der Juden Gott? Ist er nicht auch der Heiden Gott? die entsprechenden Folgerungen ziehen.

In welcher Weise Brierley seinem christlichen Standpunkt Ausdruck gibt, das leuchtet uns besonders kräftig und sieghaft entgegen in dem Aufsatz: „Der heutige Christus" (S. 194—200). Nachdem er auf die fleißige und mühsame Arbeit hingewiesen, die das Bild des historischen Christus herauszuarbeiten bestrebt war, bekennt er, daß „diese rein persönliche Geschichte im Vergleich mit seiner Bedeutung für unser inneres Leben wie ein Wölkchen über unserem Haupte, verglichen mit dem Blau des unendlichen Himmels" ist. Denn

jetzt sehen wir ihn als eine rein geistige Macht, eine Macht, die die Zeiten überdauert und verändert ... wir müssen Inhalt und Art des geistigen Lebensstromes in Betracht ziehen, der sich vom ersten Jahrhundert an über die Menschenseelen ausgegossen und solch wunderbare Wirkungen hervorgebracht hat. [Z. B. in einem Paulus, Augustinus, Bernhard und Wesley].

Demnach ist der heutige Christus: eine menschliche Geschichte, eine Persönlichkeit und eine dahinterliegende Macht. Vielleicht können wir sagen, eine Wolke am Himmel und dahinter das unendliche Blau, aus dem die Wolke hervorgegangen ist. Und die Wolke und das Blau sind eins ... das Unendliche mußte, um unendlich zu sein, ein Element der Persönlichkeit enthalten. Es enthält mehr als Kraft; es enthält Wahrheit, Liebe, Reinheit, Heiligkeit. Diese aber mußten, um ihre volle Wirkung auf menschlichem Gebiete auszuüben, personifiziert werden. Das Unendliche mußte Gestalt annehmen ... das Absolute als das Absolute ist nicht genug für das religiöse Leben. Der Mensch muß etwas Festes, Sichtbares haben, sozusagen eine Krystallisation des Alls, das er mit seiner Liebe und Ehrfurcht umfassen kann. Und hier kommt ihm die neutestamentliche Geschichte entgegen. Hier findet er die unendliche Güte vermenschlicht und personifiziert. Wenn er sich in dieses Leben hineinlebt, so erhält er einen Vorgeschmack der Ewigkeit. Und wenn er glaubt, so strömt die Kraft, selbst

gut zu sein, über ihn. Dann erkennt er den heutigen Christus nicht nur als ein menschliches, sondern als ein göttliches Wesen; nicht nur als eine Gestalt der Weltgeschichte, sondern als ein ewiges Jetzt. „Gott mag andere Worte für andere Welten haben, für diese Welt aber ist das Wort Gottes Christus." —

Mit diesem Bekenntnis hat der Verfasser freilich eine Verbindungsbrücke über die Kluft zwischen dem traditionellen und dem modernen Standpunkt geschlagen, welche auf jener Seite besonders fest verankert ist. Das ist aber kein Schade. Daß wir von der Historie allein nicht leben können, das spüren wir gerade jetzt besonders kräftig, wo wir in der Flut des Historismus mitten drin sind.

Nun kann davon keine Rede sein, daß ein Ueberblick über die reiche Gedankenwelt des Verfassers hier gegeben würde. Es ist nicht nur des Raumes wegen nicht möglich, sondern es wäre auch sachlich schwer durchführbar. Es entspricht schon der Natur der essayartigen Betrachtungen, daß ein abgerundetes System nicht daraus hervorleuchtet; aber auch inhaltlich bleibt die Frage für den Leser zum eigenen Nachdenken offen, was denn bei dieser reichen Mannigfaltigkeit von Gesichtspunkten, Gedankengängen und Anregungen, die sich schon in einer seltenen Fülle von Zitaten aus allen Gebieten des Geisteslebens auch äußerlich dokumentiert, die einheitliche straffe Grundanschauung sein mag, von der Alles getragen und umklammert ist.

Die Bedeutung Brierleys liegt wohl meines Erachtens gar nicht in dieser systematischen Richtung. Seine besondere Gabe, deren wir uns freuen sollen, und noch vielmehr freuen könnten, wenn seine übrigen Werke, und deren ist noch eine beträchtliche Zahl und recht wertvolle darunter,*) dem deutschen Leser zugänglich gemacht sein würden — ist die, daß er zentrale und feuerflüssige, aber auch wurzelhafte und keimkräftige Gedanken darbietet, die zum eigenen Nachdenken teils anregen, teils zwingen. Man kann damit die Probe machen, z. B. für die Predigtmeditation oder Vorträge über „Lebensfragen", und wird staunen über die Fülle von neuen Gesichtspunkten und Aspekten, die Fruchtbarkeit an Motiven und Richtlinien des Denkens und Strebens, die dieser Führer durch „das Weltall", d. h. die Natur- und Geisteswelt einem an die Hand gibt. Viele Linien sind nicht ausgezogen, nur punktiert; viele Perspektiven nur angedeutet, nicht scharf umrissen. Aber das ist für denkende Leser, die nicht nur nippen und genießen wollen, sondern lernen und fortschreiten möchten, gerade das Erfreuliche und Dankenswerte. Flüchtig gelesen und genossen — was beim Essay eine naheliegende Gefahr ist — werden diese Betrachtungen nicht viel fruchten; einmal recht erwogen und bedacht, laden sie immer aufs neue zum Schöpfen ein.

Ungern versage ich es mir, die schönen Worte anzuführen, die der Verfasser wiederholt über den großen und ernsten Beruf der Kirche in unserer heutigen Zeit ausgesprochen hat, wie sie „aufhören wird, über Alles im Weltall Erklärungen zu erfinden, ihre Anathemen gegen Alle zu schleudern, die sie nicht anerkennen können, und sich statt dessen ihrer eigentlichen Aufgabe widmen — zu lieben, zu beten und zu dienen" — darum eben ist dieses Buch für den praktischen Theologen eine besonders wertvolle Gabe.

Die Uebersetzung von F. A. Selter ist, von ganz wenigen Unebenheiten abgesehen, als gelungen zu bezeichnen. Mögen diese Zeilen dazu dienen, auch dem Verleger Mut zu machen, der Uebersetzung der anderen Werke die Wege zu bereiten. Die Produktion Brierleys gehört zu der englischen theologischen und philosophischen Literatur, in der wir Deutsche einerseits Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein, andrerseits eine mit Zins und Zinseszins heimgezahlte Dankesschuld für die diesseits des Kanals von der deutschen Wissenschaft geleistete Befruchtung erkennen dürfen. Johannes Herzog

*) Die noch unübersetzten anderen Werke sind: Studies of the Soul — From Philistia: Essays on Church and World — Problems of Living — The Common Life (Letzteres in der Uebersetzung begriffen, ebenso die Studien über die Seele.)

Das Recht auf Schweigen

Das Recht zu reden — das haben wir Theologen, sobald das erste Examen hinter uns liegt. Aber ein anderes Recht fehlt uns, das mir heutzutage noch wichtiger zu sein scheint: das Recht zu schweigen.

Rede, rede! so heißts bei uns. Rede auf der Kanzel, rede am Altar, rede am Krankenbett, rede im Trauerhause, rede am Grab, rede bei der Taufe, rede bei der Trauung in der Kirche, rede beim Hochzeitsschmaus im Hause, rede im Arbeiterverein, rede im Jünglingsverein, rede im Jungfrauenverein, rede im Blaukreuzverein, rede in der Gebetsstunde, rede in der Bibelstunde, rede im Katechumenenunterricht, rede beim Kaisergeburtstagsfest, rede bei der Denkmalseinweihung, rede bei der Einführung der Gemeindeschwester, rede beim Jubiläum des Lehrers — rede . . . rede . . . rede . . .! Und wenn man nun nicht reden kann, oder auch nur lieber nicht reden möchte? Du mußt, du mußt! rede! rede! rede! es ist dein Beruf.

In einem Meer von Worten ersäufen wir unsere Sammlung und unsere Kraft; und das nicht nur bei uns, sondern auf die Dauer auch bei denen, die uns zuhören. — „Herr Pastor Z. hat doch heute nicht gerade Bedeutendes vorgebracht." »Aber ich bitte Sie, bewundern Sie den Mann nicht, daß er überhaupt noch das fertig bringt? Bedenken Sie doch, wie oft muß dieser Mann sprechen — und nie schlägt er Etwas aus, immer ist er bereit. Nein, mir ist es ein Rätsel, wie ers nur aushält« . . . Ja, so ist es. Nach der Quantität wird so oft, allzuoft gemessen. Je mehr Worte, um so besser.

Ich weiß noch gut — auf der vorigen Synode, da war ein Pfarrer, der dort unbedingt eine gewisse Resolution durchdrücken wollte. Es wurde ihm gesagt, diese Resolution als solche nütze Nichts, wenn man nicht zugleich praktische Vorschläge mit ihr verknüpfe; wenn er die bringe, dann lasse sich Weiteres machen. — „Ach", entgegnete er mit einer gewissen Entrüstung, „das ist nicht die Hauptsache. Wenn wir nur unsere Stimme erheben, dann tun wir unsere Pflicht. Ob es Etwas hilft, das braucht uns nicht zu kümmern, wir haben so wenigstens unser Gewissen gerettet." — Jawohl, nur „die Stimme erheben", dann hat man getan, was man sollte! Ach wie Viele denken so!

Mir kommt manchmal der Gedanke: Wie, wenn Jesus heute einmal über das Meer unnützen und seichten Geschwätzes herführe und mit seiner Stimme Schweigen geböte, wie weiland auf dem See Genezareth! Daß es dann auch hieße: „Da ward es ganz stille." Ein großes, wundersames Schweigen, aus dem sich nur mehr das wirklich Große und Bedeutsame wieder hervorwagte und so auch voll zur Geltung käme!

Sind wir nicht manchmal wie ausgepumpt und tot? Und dann eine Predigt halten! Gebt uns doch auch ein Recht auf Schweigen, ein Recht, erklären zu dürfen: Heute versündige ich mich, wenn ich rede, denn es ist in mir öde und leer, und öde und leer würde sein, was ich spräche, lebenslose Wiederholung, Schall ohne Liebe und Kraft, also lasse ichs!

Ich gehe mit dem Gedanken um, ein paar Monate Urlaub zu nehmen für den Spätsommer. Meine Nerven wollen nicht mehr. Ich will an die See gehen und mich in den Sand legen, ganz in die Stille. Gottes Sonne nur soll über mir scheinen, Gottes Wind nur um mich brausen, und ich soll schweigen dürfen. Ganz stille schweigen. Ich sagte es heute einem Kollegen. — „Wissen Sie, da weiß ich etwas Feines für Sie. Gehen Sie nach X X, da ist ein christliches Hospiz, wenn Sie da jeden Morgen eine kurze Morgenandacht halten, so haben Sie dort freie Pension, und wir Theologen haben ja nun mal nicht reiche Geldmittel, und Sie ja wohl auch nicht." — Das Letzte stimmte, im Allgemeinen und Besonderen, und das läßt ja so Manches verstehen. Aber ich sagte doch mit einem gewissen Entsetzen: „Lieber Bruder, um Gottes willen, ich möchte ja gerade heraus aus der Notwendigkeit, ständig reden zu müssen. Und wenns noch so viel mehr kostet, — ich sehne mich ja so sehr nach Stille, völliger Stille." Er war betroffen. Aber ich glaube nicht, daß er mich wirklich verstand.

Schweigen, Schweigen, wie sehne ich mich nach dir!

Peregrinus

Neudeutsche Wirtschaftspolitik

Es ist eine durchaus richtige Beobachtung, daß man „schöne“ Bilder verhältnismäßig schneller in den Einzelzügen vergißt als „häßliche“. Das Schöne leidet daran, daß es zu wenig charakteristische Form hat. Und so ist es erklärlich, daß man auch sonst leicht geneigt ist, Tadelndes, Kritisches leichter zu behalten, als Lobendes. Es prägt sich dem Gedächtnis besser ein, gerade so wie die unangenehmen Erlebnisse im Tagebuch. Vielleicht erträgt es auch der Durchschnitt der Menschen nicht, wenn man ein Werk nur anerkennt. Etwas muß man doch aussetzen können. — Das Alles habe ich mir im Stillen gesagt, als ich mich des Auftrags entledigen sollte, Etwas über Naumanns*) neues Buch: „Neudeutsche Wirtschaftspolitik“ zu schreiben. Und trotz Alledem kann ich mich nicht entschließen, etwas zu kritisieren. Ich kann es eben nicht. Das Einzige, was ich will, ist, für dieses Buch Freude und Freunde zum Lesen zu wecken. Weiter Nichts. Dazu mögen die folgenden Zeilen dienen.

Naumann weist im Vorwort darauf hin, daß er nicht fachmännisch gebildeter Nationalökonom ist. Wir besitzen ein tiefgründiges Werk über Wirtschaft und Wirtschaftspolitik noch von Einem, der ursprünglich nicht Nationalökonomie studiert hatte: von dem Chemiker Winkelblech. Er ist bekannter unter dem Pseudonym Marlo. Alle volkswirtschaftlichen Untersuchungen hat er danach bemessen, ob sie die Bevölkerungsfrage in den Mittelpunkt ihrer praktischen Behandlung stellten. Wer hier keine klare volkswirtschaftliche Anschauung besitze, der täusche seine Leser. Diese Wahrheit bewährt sich in Naumanns Buch. Die Tatsache der wachsenden Volksvermehrung stellt er in den Mittelpunkt aller Ausführungen. Er rechtet nicht über ihr Tempo. Es handelt sich ihm nicht um eine Spielerei oder Eigenbrödelei. Aber er will es Jedermann klar machen, daß er nur dann ein Recht hat, von Wirtschaftspolitik zu sprechen, wenn er von dieser fundamentalen Tatsache ausgeht. Ein niedergehendes Volk hat doch eine andere Zukunft vor sich, als ein aufstrebendes. Die Mittel der Wirtschaftspolitik müssen sich stets nach der Bevölkerungstendenz richten. Die Kernfrage deutscher Wirtschaftspolitik lautet: Was bedarf unser wachsendes Volk an leitenden Gesichtspunkten für seine industrielle, landwirtschaftliche, kaufmännische Betätigung? Wer Politik treiben will in dem Sinn, daß sie ernste volkswirtschaftliche Interessen verfolgt, und nicht mit Parteiprogrammen arbeitet, der muß die Zukunft des Volks im Auge haben.

Um Zukunftslinien richtig zu ziehen, ist es nötig die Gegenwart zu kennen. Sehen lernen heißt die große Aufgabe. Naumann kann sehen, das ist seine große Stärke. Dazu ist vor allem Eins erforderlich, daß man die Dinge nicht zusammenstellt, sondern zusammensieht. Viele zerreißen und komponieren, und legen sich dadurch ihr Bild zurecht. Dadurch werden die Einzelfiguren scheinbar klarer, runder. Aber sie büßen an Lebenswahrheit ein, da sie im wirklichen Leben immer nur in Verbindung und in Wirkung auf und mit einander erscheinen. Man sehe dagegen wie Naumann z. B. den Stufengang des Unternehmertums schildert. Einzelne Schnittlinien werden gezogen; einige Wendepunkte der Entwicklung scharf betont. Aber nirgends wird schablonisiert und etikettiert, sondern die ganze Mannigfaltigkeit der ineinandergreifenden Entwicklung breitet sich in ihrer ganzen Gewalt vor unserm Auge aus. Das Entscheidende ist, daß man die Tendenzen richtig erkennt. Dazu braucht es nicht nur eine Unterscheidung von Haupt- und Nebensächlichem. Ein Bildnis kann in den einzelnen Strichen ziemlich genau sein und doch nicht befriedigen, während der Meister sich mit einzelnen charakteristischen Linien begnügt und alles Andere nebensächlich, souverän, oft sogar falsch behandelt. Naumann will eben nur jene charakteristischen Linien der volkswirtschaftlichen Entwicklung herausholen, und man muß ihn so verstehen, daß er nur danach beurteilt sein will, ob ihm dies gelungen ist. Es kommt hinzu, daß man einen feinen Instinkt für das Leben haben muß, um scheiden zu können zwischen dem, was zu leben scheint, und dem, das lebenskräftig wächst. Die intime Kenntnis der Geschichtsvorgänge hilft hier allein zum richtigen Griff. Man lese einmal die Abschnitte über die Entwicklung des Staatswesens. Dort findet man mit wenigen Strichen die dauernden Linien gezogen und erhält für seine eigene Beurteilung einen Maßstab, um die verwickelten Erscheinungen der wirtschaftlichen Staatsentwicklung auf ihre Lebensfähigkeit hin zu prüfen.

Allein das Alles genügt nicht, um ein gutes Buch zu schreiben. Dazu gehört anschauliche Sprache. Anschaulich freilich nicht in dem Sinn, daß man vor den Bildern die Sache nicht sieht, vielmehr so, daß man wie durchs offenes Fenster die Wirklichkeit erkennt. Naumanns Meisterschaft in der Sprache hat man schon oft bewundert. Ihre Größe wurde mir erst recht klar bei diesem spröden Stoff. Was wissen unsere Frauen und Männer viel vom wirtschaftlichen Leben! Sie stellen sich darunter einen undurchdringlichen Wirrwarr wenig greifbarer Gewalten vor, denen man möglichst bald entrinnt, um sich nur auf Zeit gezwungen mit ihnen zu beschäftigen. Daß aber in Werkstatt, Maschine, Aktiengesellschaft, Ackerbau, Handel, Fabrik, Kontor, Börse das wirkliche Leben gefaßt ist, wie das Blut in den Adern, und daß es Genuß werden kann, diesen Blutlauf zu verfolgen und die seltsamen Windungen, Verbindungen, Wechselwirkungen dieses Systems mit den übrigen zu verfolgen, das wird ihnen Naumanns Buch zeigen. Man nehme es doch nicht vor und meine, man müßte jetzt alles das einfach annehmen; sondern man lasse sich dadurch das Interesse wecken für die wirklichen Tatsachen um uns herum, daß wir nicht vor ihnen erschrecken und sie als unser wirtschaftliches Schicksal betrachten, sondern sie im Erkennen beherrschen. Freilich die Sprache allein tuts nicht. Es gehört die Empfindung dazu, daß der Führer vornehm bleibt. Er soll seinen Standpunkt haben, gewiß; er soll führen. Aber er soll die Fähigkeit nicht verlieren, andersartige Standpunkte zu verstehen. Die Tatsachen dürfen nicht so eigenwillig gruppiert werden, daß sie von vornherein das Mißtrauen des Lesers erwecken. Machen wir von da aus die Probe auf Naumanns Buch, so soll es doppelt eindringlich gesagt sein: die Abhandlungen sind derart ruhig und leidenschaftlos gehalten, daß sie jedem Leser sofort ein Gefühl der Sicherheit abnötigen. Es ist ein vornehmes Buch in jedem Abschnitt.

Was behandelt nun Naumann eigentlich? Zuerst sucht er das neue Wirtschaftsvolk auf, das infolge der Bevölkerungsvermehrung, der neuen Berufsgliederung und des Eindringens der Frau in den Wirtschaftsprozeß ein vollständiges verändertes Gesicht gegen frühere Perioden zeigt. Dann fragt er nach den Stoffen, mit welchen gewirtschaftet wird. Boden, Wohnung, Kleidung, Nahrung, Holz, Eisen, Kohle werden zu lebendigen, faßbaren Größen, treten aus den statistischen Tabellen sichtbar hinein in das eigene Haus, in die eigene Stadt und zwingen uns von selbst zur lebhaften Teilnahme ihres und unseres Schicksals. Gerade in diesen Abschnitten gibt Naumanns Feder einzigartige Skizzen von Gegenständen, die man sonst gar nicht zu verstehen meint. Das Ideal der besten Materialverwertung: ein Volk, das nur vollkommen feinstgearbeitete Ware auf den Markt liefert — dieses Ideal hat Naumann aber für das deutsche Volk nicht ersonnen, sondern als Notwendigkeit seiner eigenen wirtschaftlichen Existenz erkannt.

Der dritte Abschnitt handelt vom Güteraustausch, Handel, Kapital, Eigentum, Banken, Gold, Geld, Lohn in ihrem Wechselverhältnis. Hier stoßen wir auf schwere Aufgaben. Nur wer selbst solche Begriffe und Prozesse schon durchdacht hat, weiß, wie schwierig es ist, dieselben dem Laien faßlich darzustellen, ohne daß dabei die wissenschaftliche Tüchtigkeit leidet. Wie gelingt das Naumann z. B. mit einer einzigen Unterscheidung von Herrschaftseigentum und kaufmännischem Eigentum! Aber man lese die Ausführungen selbst.

Der vierte Abschnitt redet von der Organisation der Arbeit. Hier habe ich nur einen Wunsch. Diese Seiten möchten unsere Unternehmer lesen. Nicht als Drohung ist dies gedacht, sondern weil es unglaublich ist, welche Verleumdungen die Unternehmer über Naumann und die Nationalsozialen

*) Schöneberg-Berlin, Buchverlag der Hilfe 1906. Gebunden 5 Mk.

in aller Seelenruhe aussprechen, ohne daß sie sich einmal die Mühe genommen hätten, nachzusehen, was er wirklich sagt.

Der fünfte Abschnitt ist dem Staat und seiner Rolle im Wirtschaftsleben gewidmet. Meines Erachtens liegen hier die tiefsten Gedanken. Vor Allem frappiert der Nachweis von der weiten Verwandtschaft von Liberalismus und Sozialdemokratie. Beide teilen eine optimistische Gesamtbeurteilung der wirtschaftlichen Entwickelung. Beide gehen von dem Grundsatz der möglichst hohen technischen Vervollkommnung aus. Beide schreiben den Schutz und die Erhaltung der Einzelpersönlichkeit auf ihre Fahne. Handelspolitik, Geldpolitik, Verkehrspolitik, Mittelstandsfrage, Steuerpolitik, Rechtspolitik werden in gemeinsamer Tendenz von beiden Gruppen behandelt. Und trotzdem unterwirft man sich der Herrschaft des Zentrums und liefert das Vaterland einer bildungsfeindlichen kirchlichen Macht aus. Das Wesen des neudeutschen Liberalismus besteht darin, daß er eine Methode der Mitbeteiligung Aller an Leitung und Ertrag der Produktion findet, wie der politische ältere Liberalismus die Beteiligung Aller am Staat als Ziel sich vorgenommen hat.

Was Fichte einst durch seine Reden an die deutsche Nation zur Erweckung des patriotischen Denkens geleistet hat, das tut Naumann in ehrlicher, vielverkannter, unverdrossener Arbeit; sein Ziel ist die Erziehung des deutschen Volkes zur wirtschaftlichen Selbstbesinnung, damit das deutsche Volk groß im Innern und mächtig nach außen dastehe. Wer hilft mit? G Traub

Die Lehrerbesoldung in Preußen

1

Schon längst mußte die zunehmende Volksbildung in Preußen den aufrichtigen Freund des Vaterlandes mit schweren Sorgen erfüllen. Kein Zweifel: das Wachstum der Sozialdemokratie auf dem politischen, die maßlose Vergnügungssucht auf dem ethischen und die Unkirchlichkeit auf dem religiösen Gebiet — diese drei Seuchen, die am Marke Preußens zehren, haben ihren Grund darin, daß der breiten Unterschicht des preußischen Volkes viel, viel mehr Bildung zugeführt wird, als ihr gut ist. Bildung macht beweglich; die Unterschicht dagegen, auf welcher der starke einfältige Glaube der Kirche, die Festigkeit der Sitten, ja der ganze Bau des Staates ruht, muß stabil sein. Je höher die Anforderungen sind, die oben an unser Vaterland gestellt werden, um so unbeweglicher muß unten die Masse des Volkes werden. — Das deutlichste Symptom von der künstlichen Mobilisierung des Volkes durch Ueberbildung ist die Leutenot auf dem Lande. Hier kann man bis ins Einzelne studieren, wie die Bildung zugleich Antrieb und Hülfsmittel ist, um sich der natürlichen Arbeitspflicht gegen den Dienstherrn, dem Gehorsam des Väterglaubens und der gesunden Sittenstrenge des Landlebens zu entziehen. Wäre unsere Landjugend nicht „gebildet“, wir hätten soviel fromme, ländlich-sittliche und dienstwillige Knechte und Mägde, als wir verwenden können. Die Anwendung dieses Beispiels auf alle Verhältnisse unseres öffentlichen Lebens ergibt sich von selbst.

Liegen die Dinge so, dann ist es die Aufgabe einer weitschauenden inneren Politik, das Uebel an der Wurzel zu fassen und den Bildungsstand des niederen Volkes in angemessener Weise zu regulieren. Nicht mit solchen Sentimentalitäten, wie sie Herr von Lüpke in der vorvorigen Nummer dieses geschätzten Blattes andeutet, nicht aus solcher dekadenten Bewunderungsstimmung heraus, wie sie das dort empfohlene l'Houetsche Buch zu atmen scheint, nicht durch Sohnreysche Idealismen. Es handelt sich für uns um eine robuste und bewußte Realpolitik. Benutzen wir die Schule weise dazu, denjenigen Bildungsmangel zu erzeugen, welcher für die Stabilität der Volksmasse erwünscht ist! Erhalten wir dadurch die Festigkeit der Fundamente unseres Staates!

Welches ist das sicherste Mittel, um durch die Schule den Stand der Volksbildung so zu regulieren, wie man durch Schleusen die Bewässerung der Wiesen reguliert? Kein Zweifel: man muß die Lehrerbildung und die Lehrerbesoldung in die Hand nehmen.

Die Frage ist nur, ob es wohlgetan ist, die Schleusen vor der Lehrerbildung und vor der Lehrerbesoldung zugleich herabzulassen. Ich möchte von solchem Zugleich wenigstens zur Zeit noch abraten. Künftig freilich wird man darauf bedacht sein müssen, das Niveau der Lehrervorbildung so niedrig als möglich festzulegen. Jetzt aber leben wir in Kampf und Uebergang. Das erfordert besondere Maßnahmen. Nehmen wir an, daß vom Lehrer während seiner Ausbildung und bei seinem Examen möglichst wenig Wissen und Können verlangt wird: so würde sich trotz geringer Besoldung immerhin ein erheblicher Zustrom von Anwärtern des Lehrerberufes zusammen finden. Die tägliche Beschäftigung mit der Lehraufgabe erfüllte einen beträchtlichen Prozentsatz dieser Lehrer, wenn nicht mit Bildung, so doch mit Bildungsdünkel oder gar mit Bildungsstreben. Die Folge würde sein, daß durch diese Lehrer trotz ihrer niedrig regulierten Bildung doch verhängnisvolle Bildungskeime in das Volk getragen würden.

Viel sicherer scheint der Weg, den der Herr Kultusminister im Verein mit dem Finanzministerium so erfolgreich schon beschritten hat: hohe Anforderungen an die Lehrervorbildung mit möglichst niederer Besoldung zu kombinieren.*) Diese Kombination verringert zunächst die Zahl der Anwärter des Lehrerberufs erheblich (erstens durch die schlechten Aussichten, zweitens durch die lange teuere Ausbildung, drittens durch die schweren Examina); und dann wird bei diesem Verfahren der ins Amt getretene Lehrer sowohl durch Ueberarbeitung in überfüllten Schulklassen, als auch durch die kärglich-bescheidene Lebenshaltung, zu der wir ihn zwingen, sozusagen kirre gemacht und daran verhindert, ein Uebermaß von Bildung im Volke zu verbreiten. Daß eine nennenswerte Zahl von Lehrern als Ersatz für die Misere ihres bürgerlichen Lebens nun den Beruf um so idealer auffassen und um so stärker für die Verbreitung von Bildung im Volke wirken werden, fürchten wir nicht. Wir müßten keine Menschenkenner sein, wenn wir uns nicht sagen wollten, daß Ueberarbeitung und Unterernährung den jungen Leuten, zumal den etwas anspruchsvoll vorgebildeten, solche Ideen bald verleiden. Außerdem bleibt uns ja noch die Schulaufsicht, vor allem die geistliche.

Als erfreulicher Nebenerfolg dieses Systems ergibt sich obenein die große Zahl von Vakanzen. Weithin werden namentlich Dörfer ihre Lehrerstellen nicht besetzen können; und die hier heranreifenden Schüler wachsen dann glücklich ohne den verführenden Einfluß der Bildung auf. Gelingt es dann einer einsichtigen Regierung noch, die Vakanzen so zu verteilen, daß möglichst die gebildetsten Lehrer neben ihrer Klasse noch eine zweite Klasse oder gar neben ihrer Schule noch im Nachbarort eine zweite Schule zu versehen haben, so wird der Erfolg verdoppelt. Es wächst eine unverbildete lenksame Jugend auf; und wenn sie weiterhin durch die Kirche wie durch ihre Dienstherrschaft in strenger Zucht gehalten wird, so muß daraus ein lenksames Volk werden. Die Unbildung der Masse ist das Fundament der Volkswohlfahrt.

Schwierigkeiten könnten sich der Durchführung dieses Systems in Preußen durch die sogenannte Selbstverwaltung entgegenstellen. Es ist zu befürchten, daß freisinnige Städte durch hohe Lehrerbesoldung das gesamte einigermaßen verwendbare Lehrermaterial an sich zögen und das Land völlig von repräsentablen Lehrern entblößten. Das aber könnte dem einsichtigen Volksfreund denn doch nicht erwünscht sein. Man darf Nichts auf die Spitze treiben. Nicht nur die Ordnung, sondern auch die Beschwichtigung des Volkes erheischt es, daß überall einigermaßen „versehene“ Schulstellen bestehen. Zudem verspricht eine konsequente Durchführung des preußischen Systems, daß es allmählich (nach Ueberwindung des gegenwärtigen Uebergangs mit seinen unvermeidlichen Härten) gelingt, alle Lehrstellen mit wahrhaft taug-

*) Ausdrücklich sei bemerkt, daß wir das Verbot des Ministers an die Seminaristen, moderne Schriftsteller wie Hauptmann und Sudermann zu lesen (welche famose Zusammenstellung!), nicht bemängeln wollen. Man kann sehr gebildet sein, und doch diese Herren ignorieren. Ich z. B. besitze eine hohe Bildung, ohne doch Hauptmann, Sudermann e tutti quanti anders als aus der konservativen Presse zu kennen.

lichen und loyalen Personen zu besetzen, die sich im Bewußtsein ihrer subalternen Stellung erfolgreich der Aufgabe unterziehen, die Jugend nach Vätersitte durch jene alten bewährten Mittel, die der sogenannten „Bildung“ freilich fernliegen, an Zucht und Stabilität zu gewöhnen.

Daß die Städte unser System der Volkserziehung durchbrechen, kann nur verhindert werden, wenn man ihnen verbietet, die Lehrergehälter zu erhöhen. Ein solches Verbot aber verheißt um so mehr glücklichen Erfolg, als die Verschiedenheit der Lehrerbesoldung in Preußen außerordentlich groß ist. Die Lehrer werden hier zur Zeit (niedrig gerechnet) nach 293 verschiedenen Skalen besoldet. Da kann es nicht schwer fallen, das Divide et impera klug durchzuführen.

Keinesfalls darf das Verbot der Gehaltserhöhung, das wir wünschen müssen, zu einer Angleichung der 293 Skalen führen. Im Gegenteil! Nicht einmal der Grund, daß diese bunte Verschiedenheit der Gehälter die Seßhaftigkeit der Lehrer beeinträchtigt, kann auf uns Eindruck machen. Die Lehrer sollen heute soviel als irgend möglich hin und herwandern; denn auch das Wandern ist ein Mittel, der Volksüberbildung zu steuern. Die Mobilität der Lehrer verbürgt die Stabilität des niederen Volkes. Nur nicht in auskömmliche Stellungen, nur nicht in die Städte sollen sie abwandern! Die Stadt ist überhaupt an sich unsittlich.

Damit wir aber die Bemühungen einer einsichtigen Regierung um Erreichung dieses Zieles unterstützen können, wird es gut sein, einen Blick auf die tatsächlichen Verhältnisse zu werfen mit Hilfe zuverlässigen statistischen Materials. Statistik ist zwar ein mißliches Gebiet zumal für den Unterzeichneten. Aber machen wir wenigstens den Versuch!

2

Dieser Versuch schlägt uns fehl.

Mögen wir uns zunächst darüber ärgern: eine kurze Ueberlegung wird uns doch auch hier, wie so oft, zur Dankbarkeit gegen eine hohe preußische Staatsregierung zwingen. Denn wo liegt der Grund dafür, daß wir keine zuverlässige Statistik beibringen können? Ganz einfach. Der Herr Minister hat die Beschaffung alles solchen statistischen Materials verboten.

Als kürzlich die Bewegung gegen gewisse Paragraphen des preußischen Schulunterhaltungsgesetzes um sich griff und die Lehrervereine sich daran machten, über die Anzahl unbesetzter Schulstellen, überfüllter Schulklassen, konfessioneller Zwergschulen, über sogenanntes Lehrerelend usw. usw. eine Umfrage zu veranstalten, wurde ihnen dies untersagt. Ein Ministerialerlaß verbot nicht nur private statistische Erhebungen, sondern auch jede Auskunfterteilung. Es ist ein gutes Zeichen für den bisher schon errungenen Erfolg des preußischen Systems, daß dies Verbot die Durchführung der Enquete unmöglich machte. An der Loyalität der Lehrer, zumal der Landlehrer ist jeder Versuch, trotzdem Material zu sammeln, gänzlich gescheitert. Ist es doch sogar vorgekommen, daß gewissenhafte Schullehrer das Material, welches sie aus ihrem Bezirk schon gesammelt hatten, beim Bekanntwerden des Erlasses verbrannten.

Die Zahlen, mit denen namentlich in der liberalen Presse jetzt soviel operiert wird, stammen daher fast ausschließlich aus der letzten großen amtlichen Statistik vom Jahre 1901, sind also sehr veraltet. Es ist inzwischen im liberalen Sinne viel schlimmer, in unserm besser geworden. Die Ernte der Herren Minister von Studt und von Rheinbaben beginnt zu reifen.

Wenn z. B. der bekannte Lehrer J. Tews in einem von seinem Standpunkt aus vortrefflichen Aufsatz der Gartenlaube Nr. 33 anführt, daß Preußen 104000 Schulklassen, aber nur 87000 Lehrer und Lehrerinnen, also 17000 Lehrer zu wenig hätte, und wenn er hinzufügt, daß abgesehen davon noch über $1^1/_4$ Million Kinder in überfüllten Klassen, d. h. in Klassen mit 70 bis über 150 Kindern säßen, so sind diese Zahlen inzwischen zweifellos weit überholt. Dem Staate fehlen jetzt sicher schon weit mehr als 17000 Lehrer; und die Zahl der Kinder, welche in überfüllten Klassen unterrichtet werden, ist ebenso sicher inzwischen weit über $1^1/_4$ Million gewachsen. Wer weiß, ob nicht die Tewsschen Zahlen selbst dann als überholt gelten müssen, wenn man in Betracht ziehen will, daß in Preußen die Unterweisung von drei Klassen durch zwei Lehrer und von zwei Klassen durch einen Lehrer gesetzlich begünstigte heilsame Einrichtungen sind? Wer weiß, ob nicht für die Gegenwart die Zahlenangaben des Herrn Tews auch dann zu niedrig gegriffen sind, wenn man für überfüllte Schulklassen nicht schon die Zahl 70 als Grenze annimmt, sondern sich an jenen bekannten und so segensreich wirkenden Ministerialerlaß vom 5. Mai 1873 erinnert:

> Bei 80—120 Schülern ist eine Lehrerstelle, bei 120—200 sind zwei Lehrerstellen, bei 200—300 drei Lehrerstellen zur Zeit noch ausreichend.

Wer kann das wissen? Der Lehrermangel hat seit 1901 so rapide zugenommen, daß wir in überfüllten Schulklassen und im Ueberschuß der Schulklassen über die Lehrerstellen heute gewiß schon viel, viel weiter sind, als die Gartenlaube glaubt.

Ueber die Besoldung können gleichfalls nur Angaben gemacht werden, die auf das Jahr 1901 zurückgehen. (Das Gehalt der Lehrer besteht aus Grundgehalt und Alterszulagen. Das Grundgehalt soll für fest angestellte Lehrer nach dem Gesetz mindestens 900 Mark betragen. Vor der festen Anstellung gibt es etwa vier Jahre lang mindestens 720 Mark. Die Gemeinden dürfen leider die Minimalsätze des Gesetzes etwas erhöhen. In welchem Maße sie davon Gebrauch gemacht haben, zeigt die folgende Tabelle.) Es betrug 1901:

das Durchschnittseinkommen der	Grundgehalt Mk.	Einheitssatz der Alterszulage Mk.	Höchstgehalt im 32. Dienstjahr Mk.	Durchschnittsgehalt v. 6. b. 32. Dienstjahr Mk.
34649 Lehrer ohne Kirchendienst auf dem Lande	1078	126	2212	1624
11666 Lehrer mit Kirchendienst auf dem Lande	1266	119	2337	1782
19702 Lehrer ohne Kirchendienst in den Städten	1236	172	2781	1981
1334 Lehrer mit Kirchendienst in den Städten	1423	143	2710	2043

Von dem Gehalt der Lehrerinnen und der Rektoren usw. sehe ich der Kürze halber ab.

Nach diesen Zahlen hat der Lehrer Tews in seiner Art ganz Recht, wenn er in der Gartenlaube klagt,

> daß Zehntausende von Lehrern, nachdem sie sich in den ersten Amtsjahren mit einem aus Bargehalt, freier Feuerung und Landnutzung zusammengesetzten Lohn von 2 Mark täglich (vor ihrer festen Anstellung) entsprechend vorbereitet haben, ihre junge Ehe nach der Mitte der zwanziger Jahre mit 900 und 1000 Mark Einkommen begründen müssen, mit der Mitte der dreißiger Jahre 300 Mark mehr beziehen und endlich als angehende Greise mit 1800 bis 2000 Mark auf ihre Erfolge zurückblicken dürfen.

Die zunehmende Teuerung der Lebenspreise wird hoffentlich dafür sorgen, daß auch ohne die an sich wünschenswerte Herabsetzung dieser zweifellos zu hohen Gehälter die Lebenshaltung der Lehrer auf ein bescheideneres Maß, als es das von Tews geschilderte ist, noch herabgemindert wird. —

In ihren Veröffentlichungen pflegen die Lehrer darauf hinzuweisen, daß die Subalternbeamten höher besoldet seien als sie. So bezieht z. B. (nach einer Tabelle in der Broschüre „Lehrermangel und Lehrerbesoldung“ von August Bielfeld in Altona, Selbstverlag 1905):

ein Postassistent	in 30 Jahren	72095 Mk.
„ Gerichtssekretär	„ „ „	83848 „
„ nichttechnischer Eisenbahnsekretär	„ „ „	92244 „
„ Bahnmeister	„ „ „	69855 „
„ Landlehrer (durchschnittlich) .	„ „ „	48424 „
„ Stadtlehrer „ .	„ „ „	64582 „

Wir werden dazu nur sagen können, daß es gut so ist. Die begabten und tüchtigeren Elemente aus den entsprechenden Schichten des Volkes sollen den Berufen der Postverwalter, Assistenten, Sekretäre, Kassenkontrolleure, Revisoren, Bahn-

meister usw. zugeführt werden; die minderbegabten mögen Lehrer werden. Sehe ich übrigens meine Tabelle noch genauer durch, so finde ich doch wenigstens eine Klasse von Subalternbeamten, die weniger Gehalt als der Durchschnitt der städtischen Lehrer bekommt: die Lokomotivführer. Es lohnt, die Zahlen im einzelnen zu vergleichen.

	in 10 Jahren	in 20 Jahren	in 30 Jahren
Der Lokomotivführer bekommt (Ausbildung kostet 1000 Mk.)	14860	36030	63400
Der Landlehrer bekommt (Ausbildung kostet 5000 Mk.)	11602	27934	48400
Der Stadtlehrer bekommt (Ausbildung kostet 5000 Mk.)	14901	36857	64852

Wir werden uns nicht wundern, daß gerade die Lokomotivführer und die Lehrer im Gehalte sich so nahe stehen: ist doch auch ihre berufliche Tätigkeit nahe verwandt. Es kommt bei Beiden vor allem auf die Gewissenhaftigkeit im Bremsen an.

3

Das wohlerwogene preußische System kann nur dann darauf rechnen, wirklich erfolgreich durchgeführt zu werden, wenn, im Bilde gesprochen, der Hochdruckapparat, mit dem es arbeiten muß, vollkommen dicht hält. Es bestand die Gefahr, daß einige Städte die Dichtungen des Apparates lockerten und unter Berufung auf die sogenannte Selbstverwaltung eigenmächtig seine Ventile öffneten. Schon jetzt ist das Durchschnitts-Solleinkommen der städtischen Lehrer gegenüber den Landlehrern etwa 350 Mark, das tatsächliche Durchschnittsgesamteinkommen sogar 500—600 Mark höher. Kein Wunder, daß ein Zudrang der Lehrer nach den besser besoldeten städtischen Stellen drohte.

Unser Ministerium hat aber in hervorragender Weise Abhilfe geschaffen. Es hat in den Städten soviel Lehrerinnen anstellen lassen, daß der Zustrom von männlichen Lehrkräften gegen früher sogar nicht unerheblich zurückgegangen ist. Wir freuen uns dieser Maßregel auch deshalb ganz besonders, weil darin zum unzweideutigen Ausdruck kommt, daß die Schulbehörde die weibliche Arbeit als minderwertig gegenüber der männlichen einschätzt. (Wunderbar ist nur, daß die liberalen Lehrer auf ihrem großen Lehrertage in München in diesem Punkte fast noch konservativer waren als die preußische Schulverwaltung. Aber das nur beiläufig.) Die Sache liegt so:

In dem Zeitraum von 1886 bis 1891 wurden von 4000 neu errichteten städtischen Stellen nur 1200 mit Lehrerinnen besetzt, 1891 bis 1896 von 3600 1300, dagegen von 1896 bis 1901 von 6000 Stellen 2500. ... Die ländliche Lehrerschaft ist daher in den letzten 10 Jahren noch seßhafter geworden, als sie bisher war. Im Jahre 1891 betrugen die 10 bis 40 Jahre im Dienst stehenden Landlehrer 49,44 v. H., im Jahre 1901 54,44 v. H. Dagegen war die Zahl der Lehrer bis zu 10 Dienstjahren in der gleichen Zeit von 45,70 auf 45,49 v. H. gefallen. Das heißt mit anderen Worten: die Abwanderung war verhältnismäßig zurückgegangen und der Zutritt junger Kräfte hatte sich vermindert. (Tews a. a. O.)

Der Vaterlandsfreund könnte bei aller Anerkennung dieser Verwaltungsmaßregel bezweifeln, ob sie auf die Dauer genügen würde. Da hat mit wahrhaft produktiver Genialität unser Finanzminister*) den Geist unseres Kultusministers befruchtet, sodaß sie gemeinsam ein Werk von Dauer erzeugten.

*) Als Regierungspräsident in Rheinland hatte seinerzeit unser jetziger Finanzminister mit der Durchführung des Bosseschen Lehrerbesoldungsgesetzes viel Arbeit. Nahe bei einanderliegende Orte, ja Schulverbände derselben Ortschaften beschlossen oft ganz verschiedene Grundgehälter und Alterszulagen. Da mußte die Regierung eingreifen. Es ging doch nicht, daß in einer und derselben Stadt die evangelischen Lehrer (von der reichen evangelischen Schulsozietät) 1500 Mk. Grundgehalt, die katholischen (von der armen Kommune) 900 Mk. Grundgehalt nebst entsprechend verschiedenen Zulagen erhielten! Ein kulturseliger Präsident hätte nun natürlich die Verschiedenheit benutzt, um dem Staat hohe Zuschüsse abzuzwingen. Er hätte gesagt, die Ausgaben des Staates für die Volksbildung seien mindestens so produktiv wie sein Aufwand für die Armen. Und er hätte den Fiskus so lange molestiert, bis er die ärmeren Gemeinden instandsetzte, dieselben Lehrergehälter, wie die reicheren Gemeinden zu zahlen. Herr von Rheinbaben aber hatte gesündere Grundsätze. Er molestierte die opulenten Schulverbände; er zwang sie, die aufgeknöpften Taschen schleunigst wieder zuzuknöpfen, und er legte so auf die abgestellten Ventile der Volks„bildung“ mit fester Hand die Plombe der Regierung. Das Geschrei der betroffenen Lehrer war schon damals ebenso laut — als erfolglos. Was wäre aus ihm geworden, wenn er sich dadurch hätte beirren lassen?

Sie ergriffen eine Gelegenheit, die ihnen das Abgeordnetenhaus bot, um den Apparat wirklich dicht zu machen. Das Abgeordnetenhaus wollte die Mindestgehälter der ersten Lehrer und der alleinstehenden Lehrer allgemein auf 1100, die der übrigen Lehrer auf 1000 Mk. aufgebessert wissen.*) Zu diesem Zweck wurden dem Kultusminister gegen seinen Willen $2^3/_4$ Millionen Mark aufgenötigt. Nachdem er sie hatte, wurde ihm klar gemacht, daß er sich keine trefflichere Handhabe wünschen könne, um auf dem Verwaltungswege die Lehrerbesoldung überhaupt nach unten zu zu regulieren.

Er verfügte am 4. Mai d. J., daß künftig Schulverbände, welche die Grundgehälter und die entsprechenden Alterszulagen noch weiter erhöhen wollen, an die Zustimmung der Regierung gebunden sind. Bevor aber eine Königliche Regierung so etwas gutheiße, solle sie „sorgfältig prüfen, ob dadurch das von der Staatsregierung verfolgte Ziel etwa gefährdet werden würde“:

Die Maßnahme zielt darauf ab auf dem Gebiete des Besoldungswesens der Lehrer und Lehrerinnen eine größere Gleichmäßigkeit und Stetigkeit herzustellen und der Landflucht der Volksschullehrer entgegenzuwirken. Daraus folgt, daß die Königliche Regierung und die ihr unterstellten Organe in der Besoldungsfrage keine Schritte unternehmen dürfen, die dies Ziel in Frage stellen könnten.

Man hat dem Kultusminister vorgeworfen, daß er seine Maßregeln mit der Landflucht der Lehrer begründe, während doch in Wirklichkeit die Landlehrer in letzter Zeit seßhafter geworden seien. Soviel Witz sollten doch die Feinde des verdienten Mannes besitzen, um einzusehen: er redet von der Landflucht cum grano salis. Die Landflucht würde sein, wenn er nicht wäre. Die Landlehrer würden zur Stadt strömen, wenn Studt sie nicht auf dem Lande festhielte. Er hat das bisher getan, und er wird es künftig mit noch größerer Energie durchsetzen. Ja vielleicht wird er durch Kombination der Lehrerinnen-Anstellung mit der Gehalts„gleichstellung“ noch eine Stadtflucht herbeiführen. Welcher Triumph der Verwaltung, wenn es ihr gelänge die Lehrer auf dem Verwaltungswege von den städtischen Stellen auf die durchschnittlich 350 Mk. niedriger besoldeten ländlichen Stellen abzuschieben!

Der zweite Vorwurf betrifft das aus dem Kirchenamt der Lehrer fließende Stelleneinkommen. Wenn nämlich ein Lehrer mit Hülfe seiner Alterszulagen nach der Gehaltsaufbesserung ein Gehalt von 1500 Mark und darüber bezieht, so soll jeder weitere Aufbesserungszuschuß aus den $2^3/_4$ Millionen unterbleiben. Nehmen wir ein Beispiel! Ein alleinstehender Kantor mit 900 Mark Grundgehalt bekommt fürs Kantorat obenein 600 Mark aus der Kirchenkasse. Infolge der Aufbesserung würde sein Grundgehalt von 900 auf 1100 Mark erhöht. Im Ganzen also erhielte er 1700 Mark. Das ist natürlich zu viel. Infolgedessen soll seine Stelle ganz einfach nicht aufgebessert werden. Er bekommt sein altes Grundgehalt von 900 Mark, dazu seine 600 Mark fürs Kirchenamt und erfreut sich also nach wie vor des hohen Einkommens von 1500 Mark.

Daß der Kultusminister durch diese Bestimmung eine Reihe von Lehrern trotz ihrer Mehrarbeit von dem Rechte auf Mehrbesoldung willkürlich ausschließe, wird Niemand behaupten, der dem Zweck seiner Verfügung zustimmt. Aber auch der Vorwurf, den z. B. der Breslauer Lic. Martin Schian in seiner Preußischen Kirchenzeitung Nr. 29 Sp. 459 erhoben hat, daß der Staat hier Kirchengelder, um sich selbst Ausgaben zu sparen, zu Staatszwecken verwende, wird man nicht aufrecht erhalten können. Und wenn vollends der genannte Schian in seiner bekannten agitatorischen Zügellosigkeit die Kirchenbehörde aufreizt, als müsse sie gegen dieses Vorgehen kräftig Einspruch erheben, so sollte er sich doch sagen, daß der Kirche kein größerer

*) Sollte ein Leser etwa auf den Verdacht kommen, daß die Lehrer nach dieser Aufbesserung wirklich überall mit mindestens 1000 Mark anfangen, so können wir ihn beruhigen. Wer weniger als ca. vier Jahre im Dienst steht, erhält nach dem Gesetz nur $^4/_5$ davon, also ein Mindestgehalt von 800 Mark.

Dienst geschieht, als wenn der Lehrerstand in Stadt und Land zu kärglicher und bescheidener Lebenshaltung gezwungen wird.

Denn nur dann kann es in unserm Vaterlande wie in der Kirche besser werden, wenn in der Volksschulstube und im ganzen Lehrerhause heute wieder derselbe Arme-Leute-Geruch einzieht, der durch die verkehrten Maßnahmen des neunzehnten Jahrhunderts daraus zu weichen begann, wenn die Lehrer wieder, wie vor 150 Jahren, in ihrer Bildung und ihren Ansprüchen den ausgedienten Korporals der Preußenkönige gleichgestellt werden, kurz wenn für die Volksschule das glorreiche altpreußische fridericianische Zeitalter vor der Aufklärung und vor den Freiheitskriegen wiederkehrt.

Friedrich Michael

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Breslau. Freunde der Christlichen Welt (auch Damen) aus Breslau und Umgegend, denen an der Einrichtung regelmäßiger Diskussionsabende in Breslau gelegen ist, werden gebeten ihre Adressen bald an **Pastor Lic. Dr. Schian Breslau I Seminargasse 13** geben zu wollen.

Chemnitz. Donnerstag 18. Oktober 8 Uhr: Religion und Geschichte. Cand. rev. min. Walter Hoffmann-Leipzig.

Gießen. Dienstag 30. Oktober 7 1/2 Uhr Hotel Schütz, Bahnhofstraße: Einfluß religionsgeschichtlicher Art auf Spätjudentum und Jesus. Pfarrer Lic. Glaue, Gießen.

Görlitz. Donnerstag 25. Oktober 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Die Arbeit an den Suchenden aller Stände. Pastor Tietze.

Goslar. Donnerstag 18. Oktober 8 Uhr im Evang. Jugendheim: Evangelium des Markus, Kap. 1.

Hamburg. Montag 22. Oktober abends 8 Uhr Hotel zu den 3 Ringen, Klosterstr. 7: 1. Wie hat man in früheren Jahrhunderten die Bibel gelesen. Oberlehrer Lic. theol. Vollmer. 2. Bericht über Potsdam.

Königsberg i. Pr. Referierabende am 9. und 23. Oktober 4 1/2 Uhr Hotel Germania. Referent Prorektor Boehm über: Traubs Wunder im Neuen Testament.

Oldenburg i. Gr. An jedem 3. Montag im Monat abends 1/2 6 Uhr in der Bavaria, Julius Mosen-Platz. Nächste Versammlung Montag 15. Oktober: Bericht über Potsdam.

Kirchlich-Theologische Konferenz der Provinz Brandenburg (Freunde der Christlichen Welt)
Monatlicher Diskussionsabend

Berlin. Mittwoch 17. Oktober abends 8 Uhr findet der Eröffnungs-Vortrag durch Prediger Prof. D. Scholz über das Thema: Gottes Gerechtigkeit und unverschuldetes Leid, in der Aula des Friedrich-Werderschen Gymnasiums, Dorotheenstraße 13/14 II. statt. Alle Freunde und Gesinnungsgenossen sind herzlich geladen. Wer regelmäßige Einladungen wünscht, wende sich an Pfarrer Koehler, Berlin N. 4.

Freunde evangelischer Freiheit
(Ortsgruppe Coblenz)

Coblenz. Mittwoch 17. Oktober, abends 8 Uhr im Gasthof zur Traube (Rheinstraße): Oeffentlicher Vortrag von Herrn Pfarrer Jatho-Köln: Volksdichtung und Kunstpoesie im Alten Testament. Eintritt Mk. 1.00; für Mitglieder der Ortsgruppe M. 0.75.

Vorträge von Dr. Winsch

1. **Freitag, den 19. Oktober 1906.** Die Entstehung des Neuen Testaments mit Streifblicken auf die Wunderfrage.
2. **Freitag, den 26. Oktober 1906.** Wer war Jesus und was wollte er?

Beginn 8 1/2 Uhr. Ort: Berlin, Sophien-Säle des Handwerker-Vereins (Virchow-Saal), Sophienstr. 19 a.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Soeben erschienen:

Baldassare Labanca, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Rom: Die Zukunft des Papsttums. Autorisierte Uebersetzung von Maria Sell. 8. 1906. M. 1.50.

In Italien hat das letzte Buch des Kirchenhistorikers Labanca: Il Papato, sua origine, sue lotte e vicende, suo avennire großes Aufsehen erregt. Da die reiche Arbeit deutscher Geschichtswissenschaft für die historischen Teile dieses Werks Ersatz genug bietet, hat die Uebersetzerin sich darauf beschränkt, das letzte Kapitel über die Zukunft des Papsttums **weiteren Leserkreisen in Deutschland** zugänglich zu machen. Wie der Verfasser selbst schreibt, erscheinen seine dort geäußerten Ansichten in der deutschen Uebersetzung „in besser geordneter, erweiterter Gestalt".

Hefte zur Christlichen Welt. Heft 57:
Rothe, Rechtsanwalt in Chemnitz, Gegen den Gotteslästerungsparagraphen und
Schreiber, Pfarrer in Wedlitz, Gegen das Jesuitengesetz. 50 Pf.

Dieses neueste „Heft zur Christlichen Welt" wird allerorten mit Interesse aufgenommen werden. Vor allem werden die Vielen, die darin einen dem ihrigen ähnlichen Standpunkt vertreten finden, die Gelegenheit gerne wahrnehmen, durch Verbreitung des wohlfeilen Heftchens unter ihren Bekannten die nötige Aufklärung über diese wichtigen Fragen zu verbreiten.

Das französische Gesetz vom 9. Dezember 1905 über die Trennung der Kirchen vom Staate. Mit den dazu ergangenen Ausführungsverordnungen. Originaltext. 8. M. 1.—

Zu dem Riesenwerk, das die gesetzgebenden Körperschaften Frankreichs in den letzten Jahren zu Ende geführt haben, wird es bei uns für manchen schwer halten, die Grundlagen für ein genaueres Studium zu erhalten. Der hier angezeigte Separatabdruck aus der „Zeitschrift für Kirchenrecht" füllt daher ohne Zweifel eine Lücke aus. In einem kleinen Heft sind hier die Originaltexte sämtlicher Gesetze und Verordnungen zusammengestellt, die in Frankreich über die Trennung von Staat und Kirche erlassen worden sind.

Für eine Familie in hiesiger Stadt (2 Knaben zu unterrichten, der ältere Sextaner) suche ich einen
tüchtigen Hauslehrer,
Theologen oder Philologen, unter günstigen Bedingungen. Meldungen erbittet umgehend
Gewalt, Pastor
Nordhausen a. Harz.

Florenz Deutsches Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A. Ruhige sonnige Lage. Pension 5—6 L.

Venedig Christl. Hospiz. Campo S Angelo Pens. 5-6 Lire. Ruh. centrale Lage. L. v. Zastrow

Man verlange
Probenummern
der Christlichen Welt vom Verlag.

Von den
Pastoralblättern
für Homiletik, Katechetik und Seelsorge,
begründet von **Leonhardi** und **Zimmermann,**
werden, soweit vorhanden,
ältere Jahrgänge
zu 2,40 Mk.
abgegeben.
C. Ludwig Ungelenk
Dresden-A.

Benzingers neue **Lichtbilder** mit **Vortragstext** namhafter Autoren

Luther	Rembrandt	Christl. Kunst	Geschichte Israels	Assyrien-Babylonien
D. Georg Buchwald	*David Koch*	*David Koch*	*Dr. J. Benzinger*	*Dr. Fr. Jeremias*

Gegenüber den vielfach nur zu „Vorstellungen" verwendbaren bish. Lichtbilderserien bieten die vorstehenden auch für anspruchsvolle Hörer u. Zuschauer wertvollen Stoff. Die Namen der Autoren bürgen für wertvollen Text u. sachkundige Bilderwahl. **Leihgebühr einschl. Text Mk. 10.—. Bestellungen möglichst frühzeitig erbeten.** Weitere Serien in Vorbereitung.

Th. Benzinger, Verlagsbuchhandlung u. Lichtbilderinstitut, Stuttgart, Seestraße 3

Wer *unter den Lesern der „Christlichen Welt" Einfluss auf die gebildete Jungmännerwelt hat, prüfe das Wegener'sche Buch über das sexuelle Problem des gebildeten jungen Mannes vor der Ehe:* **Wir jungen Männer** *um sich denen anzuschliessen, die die Verbreitung des Werkes um der Sache willen fördern. Aeusserer Erfolg ist ja nicht immer ein Gradmesser für inneren Wert. Dennoch mag hier betont werden, dass das 31 ste bis* **fünfzigste Tausend** *vier bis fünf Monate nach dem Erscheinen ausgegeben wurde!*

In den Buchhandlungen sehr grne zur Ansicht! Ausführliches „Leitwort" vom Verleger Karl Robert Langewiesche, Düsseldorf unberechnet!

Die **Höhere Privatschule zu Halle i. Westf.** (Sexta bis Obertertia) sucht zum 1. April 1907

2 cand. min., theol. oder phil.

als Klassenlehrer der Untertertia und Quarta. Gehalt 1800 Mk. Angenehme Stellung. Zeugnisse an **Frederking, Rektor.**

Dr. Wilhelm Winsch, Mein Christusbild; 3. verbesserte und vermehrte Auflage. Preis 20 Pfg.; enthält Kritiken von Frenssen's Hilligenlei, P. W. Schmidt's Geschichte Jesu und anderen bekannten theologischen Autoren.

Zu beziehen durch die Verlagsbuchhandlung **Max Breitkreuz, Berlin C 2,** Neue Promenade 7.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Der Mittler
Roman
von
Walther Nithack-Stahn

Mit Buchschmuck von Kunstmaler O Popp

Fein geb. M. 4.50; eleg. brosch. M. 3.50

Direkt von J. Frickes Verlag (J. Nithack-Stahn) in Halle a. S. oder durch jede Buchhandlung.

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 289 926 150 M. Vermögensbestand 99 330 000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1905: 3 063 767 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatt Bezug nehmen.

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren oder besten schweren mattsatinierten Stoffen werden schnell, billig und stilgerecht in Empire- oder altdeutschen Schriften angefertigt. 100 Verlobungsbriefe im Format 22×35 cm in ff. matt Elfenbein mit Umschlägen 11,25 M., 200 17,75 M., 300 24 M. postfrei gegen Kasse. **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Zeitschrift
für Missionskunde und Religionswissenschaft

Herausgegeben von Prediger D. **Aug. Kind** in Berlin

XXI. Jahrgang — Heft 9:

Unser Recht und unsre Pflicht zur Mission. Predigt von K. Munzinger — Eröffnungsansprache, gehalten auf der 22. Jahresversammlung in Zürich, D. Aug. Kind — Halbjahrsbericht (Januar bis Juni 1906) von M. Ostwald — San Guo yen i (Fortsetzung) von R. Wilhelm — Die amtlichen religiösen Feiern des 2. und 8. Monats in einer chinesischen Kreisstadt von Lic. Schüler — Vereinsnachrichten

Evangelischer Verlag in Heidelberg

Erreicht haben wir es, ein wirklich tadelloses, unter **Garantie** funktionierendes neu verbessertes **Christbaum-Engelgeläute Nr. 2** zu dem billigen Preise von nur **Mark 1,—** zu liefern. FrankoHaus bei vorherig. Einsendung desBetrages, 20 Pfg. extra, gegen Nachnahme 30 Pfg. 3 bis 14 Stück bei vorher. Einsendung nur 50 Pfg., geg. Nachnahme 60 Pfg. Porto extra. Bei Abnahme von 15 Stück franko und 1 Stück derselben nebst 1 Taschenmesser **gratis. Nr. 3.** Aehnliches Engelgeläute, jedoch in kleinerer solider Ausführung, pro Stück **60 Pfg.** Diese Geläute werden aus vielfarb. Metall hergestellt, sind daher ein Prachtstück jeden Weihnachtsbaumes u. ersetzen jegliche Spitze, können aber auch unter den Baum gestellt werden. Sobald die Kerzen angezündet, setzen sich Rädchen in Bewegung, u. die daran befindl. Klöppel schlagen alsdann gegen die Glocken an, und nun hört man ein feierliches Weihnachtsgeläute, welches Veranlassung zu einer richtigen Weihnachtsstimmung gibt. Wenn man das Instrument auf einen geheizten Ofen stellt, ohne die Kerzen anzuzünden, so entsteht auch ein harmonisches Geläute. Fast in keinem Haushalt wird wohl ein solches **Engelgeläute** fehlen, da doch der Preis ein sehr geringer ist. Da wir im vorigen Jahre wegen zu starker Nachfrage **Tausende** nicht liefern konnten, wäre es ratsam, wenn Sie Ihren Bedarf in Ihrem eigenen Interesse schon jetzt decken würden. Gebrauchsanweisung liegt bei. — Katalog versenden wir gratis und franko über **Neuheiten in Christbaumschmuck, Spiel-, Musik-, Gold-, Silber-, Nickel-, Leder- und Stahlwaren, Uhren, Waffen und Munition** etc.

Gebrüder Bell, Gräfrath bei Solingen.

Fabrik-Versandgeschäft. — Pracht-Katalog gratis und franko!

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine litterarische Beilage von der Verlagsbuchhandlung Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen (Die Schriften des Neuen Testaments)